

Ausgegeben den 9. September 1892.

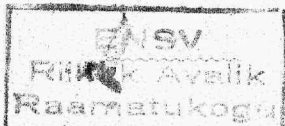
# Baltische Monatschrift.

XXXIX. Band.

9. Heft.

## Inhalt.

	Seite
Bismarck und Oesterreich bis 1866. (Schluß.) Von Georg Rathlef . . . . .	473
Herzog Wilhelms Exil und Ende. Von Ernst Seraphim . . . . .	513
Otto Seeck, Zeitphasen. Von H. D. . . . .	532
Wäferschau. (Verkehrs- und Adreßbuch der baltischen Provinzen. II. Band.) . . . .	542



## Abonnements

nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. — Preis pro Jahrgang von ca. 50 Bogen (12 Hefte) 6 Rbl. 50 Kop., mit Postversendung 7 Rbl. 50 Kop.

Reval, 1892.

In Commission bei J. Kluge.

Riga: Alexander Stieda.

Leipzig: Rud. Hartmann.

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an Herrn Arnold v. Tiedeböhl  
in Riga, Georgenstraße Nr. 4, Qt. 20, zu richten.



## Bismarck und Oesterreich bis 1866.

### II. Bismarcks Politik Oesterreich gegenüber.

Eine feste und einheitliche Gestaltung, eine politische Genesung Deutschlands war ohne eine Sprengung des Bundes, ohne ein Hinausdrängen Oesterreichs aus Deutschland nicht zu erhoffen.

Durch eine von Patriotismus getragene, nationale Bedürfnisse befriedigende, entschlossen und aggressiv vorwärts drängende, dabei alte Formen gewaltsam zerstörende Politik, durch eine der Form nach mitunter unnötig rücksichtslose, der Sache nach nothwendige und politisch-sittlich gerechtfertigte Politik trieb Preußen die Dinge zur Entscheidung und schließlich den Gegner zum formellen Rechtsbruch.

Da Oesterreich nun die ihm von der Nemesis auferlegte Buße für Jahrhunderte lange Sünden an Deutschland, für alle seine selbstsüchtige Aufopferung deutscher Interessen nicht zahlen wollte, da es den unvermeidlichen Verzicht auf seine alte Stellung in Deutschland freiwillig nicht leisten wollte, so mußte es zum Kriege kommen. Der Krieg war, wie Biedermann, der in seinem Buche: 30 Jahre deutscher Geschichte diese Verhältnisse gerecht und billig darstellt, sagt: „eine durch die Gesamtlage Deutschlands und dessen ganze geschichtliche Entwicklung herbeigeführte Krisis, und Bismarck erscheint in dem, was er 1866 that, als der bewusste Vollstrecker einer harten, aber unvermeidlich gewordenen geschichtlichen Nothwendigkeit.“ Bald nach dem Kriege von 1866 soll Bismarck<sup>1</sup> zu einem Gegner seiner Politik gesagt haben: „Wenn Sie wüßten, welche Kämpfe es mich gekostet hat, Seine Majestät zu der Ueberzeugung zu bringen, daß wir schlagen müssen, so

<sup>1</sup> Wilhelm Müller: Fürst Bismarck S. 117; ich sage „soll“, weil es mir bei den mir hier zugänglichen Hilfsmitteln nicht gelungen ist, die Quelle für diese Aeußerung festzustellen.

würden Sie begreifen, daß ich nur dem eisernen Gesetz der Nothwendigkeit gehorche.“ — Gesetz der Nothwendigkeit! Das griechische Wort dafür: *ἀνάγκη* — bezeichnet tiefsinnig sowohl das physische und moralische Naturgesetz, als das Schicksal und zugleich den inneren Drang und Trieb. Die in den Dingen liegende und klar erkannte Nothwendigkeit kann aber, ja muß wohl in festen einheitlichen Charakteren, und namentlich bei solchen aus der Tiefe ihrer Persönlichkeit heraus handelnden und auf die That gerichteten Menschen, wie unter den Staatsmännern z. B. Cromwell und Bismarck, mit ihren Leidenschaften und ihrem Willen sich verschmelzend, zu einer inneren, sie gleichsam mit Naturgewalt vorwärts treibenden oder ziehenden Nothwendigkeit werden, mit der sich, wie mir scheint, der hellblickendste und nüchternste Opportunismus verbinden kann.

Auf ein Gedenkblatt an den Krieg von 1870 hat Bismarck einmal das Wort geschrieben:

«fert unda nec regitur»

„Sich von der Welle tragen lassen“ —

das heißt doch auch: der inneren Nothwendigkeit der Dinge zu folgen wissen, wohin sie auch führen mag. Ja, wo hinaus?

Es wird ein merkwürdiges Wort Cromwells angeführt: „Der kommt am weitesten, der nicht weiß, wohin er geht,“ und Luther bekannte beim Beginn seines großen Werkes: „Selten wird ein gutes Werk aus Weisheit und Vorsichtigkeit unternommen, es muß Alles in Unwissenheit geschehen, Gott hat mich hingeführt wie einen Gaul, dem die Augen geblendet sind.“ Die Nothwendigkeit, das Werk anzugreifen, trug er im Herzen.

„Ich kann nicht anders!“ das ist, wie schön gesagt worden<sup>1</sup>, das Wort, das aus allen Heldeneseelen und Kinderäugen spricht.

Das nächste Ziel: die Vernichtung eines unerträglichen Mißstandes, lag ihm klar vor Augen, die Richtung — die Richtung kannte er, das Wohin, das überließ er dem, auf den er vertraute.

Die Welle, von der Bismarck sich tragen ließ, führte ihn auf das neue deutsche Kaiserreich. Hat er es von vornherein gewollt?

In einer sehr lehrreichen und interessanten Besprechung des Sybelschen Buches<sup>2</sup>, an die sich die obigen Betrachtungen anlehnen, und auf die ich noch wiederholt zurückkomme, sagt Delbrück, der Redacteur der „Preussischen Jahrbücher“: „Das Deutsche Reich,“ wie es heute besteht, „erscheint den Meisten ein Naturproduct von solcher Selbstverständlichkeit zu sein, daß sie es sich nicht nur kaum vorzustellen vermögen, wie es auch anders hätte kommen können, sondern

<sup>1</sup> May, Beyer, Rembrandt und Bismarck S. 67.

<sup>2</sup> Preuß. Jahrb. 1890 I, 433 ff. „Die Anfänge des Bismarckschen Ministeriums“, und 1890 II, 83 ff. „Die Fortführung des Sybelschen Werkes“. a. a. D. S. 436 ff.

auch im Grunde verlangen, daß jeder verständige Mann und ein Bismarck allermeist schon vor 30 Jahren solches voraussehen und auf dieses politische Ziel hinstreben mußte.

Hatte doch „von den Freiheitskriegen an das deutsche Nationalbewußtsein sein glühendes Begehren nach neuer staatlicher Einheit eingekleidet in die Form, daß ihm wieder ein Kaiser werden möge.“ „War es doch ein Theil des deutschen Seins, daß die Sachsen-, Franken- und Staufenkaiser deutsche Kaiser gewesen sind.“ Und dennoch sagt er über Bismarcks Stellung zu dieser Sache: „Bismarck setzte sich kein bestimmtes Ziel, sondern schlug nur eine bestimmte Richtung ein. Sein Ziel nahm er nicht aus der Zukunft, sondern aus der Gegenwart, aus klarer Berechnung und Fortentwicklung des Momentes, der gegebenen Situation.“

Gerade bei dem alt-preussischen Particularismus, der für Bismarck der Ausgangspunkt seiner Politik gewesen, und den König Wilhelm bis 1870 vertrat, war keine Neigung für, sondern eher eine Abneigung gegen die Kaiseridee vorhanden, und wohl dürfte neben der nationalen darauf gerichteten Strömung die Begeisterung des Kronprinzen für die Kaiseridee, in der er mit Recht die Verförperung der nationalen Idee sah, mit dafür bestimmend gewesen sein, daß das Einigungswerk auch in der Kaiserkrönung seinen Abschluß fand<sup>1</sup>.

Seit wann Bismarck jedoch gerade dieses Ziel als Abschluß erstrebt, wie lange schon er dieser Ausgestaltung der deutschen Einheit den Vorzug gegeben und bis zu welchem Zeitpunkte ihm 1870 noch diese Frage eine offene blieb, muß ich dahingestellt sein lassen<sup>2</sup>.

Wie aber dachte er über die große Entscheidung, durch welche die Ereignisse von 1870 erst möglich wurden?

<sup>1</sup> G. Freitag: Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone, S. 2, behauptet sogar, daß die herrschende Meinung in Norddeutschland der Kaiserkrone abgeneigt gegenübergestanden. Es sei gegenüber dieser Schrift Freitags auf die beachtenswerthe und scharfe Replik Delbrücks und seine Zurückweisung dieser Behauptung in dem Artikel: „Gustav Freitag über Kaiser Friedrich“, in den Preuß. Jahrb. 1889 II. S. 587 ff. nachdrücklich hingewiesen, auf seine Darlegung, worin des Kronprinzen Verdienst in der Sache bestand, hieraus oben Citat 2 und 3, und auf desselben Verfassers Aufsatz a. a. O.: „Das Tagebuch Kaiser Friedrichs“ 1888 II, S. 406 ff.

<sup>2</sup> Eine offene, möchte ich glauben, so lange, als ihm ein Zweifel blieb, ob dieses Ziel ohne PreSSION sich erreichen lasse; den Vorzug für den Fall, daß sie sich ohne Aufopferung realer Machtverhältnisse oder Gefährdung guten Willens durchführen lasse, dürfte er der Kaiseridee doch wohl schon lange gegeben haben. Die jüngst in Jena gehaltene Rede, in der er sagt, daß er bei dem Eintritt in das Universitätsleben mehr burschenschaftlich als landsmannschaftlich empfunden und von dem Zauber redet, der in dem Titel des Kaisers liege, machen wohl den Eindruck, daß er diesen Zauber doch selbst schon früher als unmittelbar vor den Tagen der Erfüllung empfunden.

Den Krieg mit Oesterreich — hat er den von vornherein gewollt, ist er, wie Viele glauben, „mit der fertigen Kriegsidee in das Ministerium getreten“? Sybel mag uns auf diese Frage die Antwort geben. „Eine bestimmte Entschloßung über die Art und Form der für die Zukunft anzustrebenden deutschen Verfassung hatte Bismarck damals schwerlich schon gefaßt. Fest stand ihm die Thatsache,“ sagt er, „daß die jetzige Stellung Preußens im Deutschen Bunde unerträglich sei . . . und nicht minder gewiß war die weitere Thatsache, daß für die Entscheidung dieser Frage Alles auf die realen Mächte in Deutschland, auf das Verhältniß zwischen Oesterreich und Preußen ankam. Eine friedliche Umgestaltung desselben hielt er für äußerst unwahrscheinlich: jeder andere Krieg, sagte er wohl, welchen Preußen vor diesem österreichischen führte, wäre die reine Munitionsvergeudung. Er war bereit, in den Kampf einzutreten, verkannte aber die Gefahren desselben nicht und hätte, wenn sich ein Einvernehmen möglich zeigte, ein solches Friedenswerk gern begrüßt“, und wäre sehr bereit gewesen, so viel an ihm lag, den friedlichen Bürgern die Calamität eines Krieges zu ersparen. — „Der Entschluß stand in ihm fest, Preußen von den Fesseln des bisherigen Bundesrechts und dem österreichischen Drucke zu befreien, und die Unabhängigkeit und Sicherheit seines Vaterlandes auf neue, unerschütterliche Grundlagen zu stellen. Dieses Ziel also lag unverrückt vor seinem Auge. Der Wege aber, welche dahin führen mochten, sah er viele, und war mehrere Jahre hindurch bemüht, sich keinen derselben zu verschließen, sondern in jedem Zeitpunkte die Richtung seiner Schritte und den Umfang seines Begehrens den jedes Mal gegebenen Verhältnissen anzupassen.“ — „In voller Klarheit lagen die verschiedenen, in Krieg oder Frieden denkbaren Systeme vor seinem unvergleichlich scharfen und weiten Blick“: gemeinsame Beherrschung Deutschlands durch die beiden Großmächte, oder Theilung Deutschlands (wenigstens der deutschen Militärkräfte), unter dieselben nach der Mainlinie (also geographische Theilung), „oder gänzlicher Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland, und in diesem letzten Falle wieder die mehr föderative oder unitarische Gestaltung des neuen Bundes, die engere oder weitere Competenz der von Preußen zu leitenden Reichsgewalt und der nationalen Volksvertretung. Ohne eine doctrinäre Vorliebe für irgend eines dieser Systeme wog er ihre Aussichten und Vortheile, sowie ihre Kosten und Gefahren, und vor Allem ihre Erreichbarkeit trotz der Eifersucht der fremden Großmächte ab, stets bereit, je nach der Lage der Dinge das Verfahren oder auch das Ziel zu wechseln: nur unter dem unverbrüchlichen Gesetze, daß Preußen immer vorwärts schreite, niemals zurückweiche, niemals den gewonnenen Boden und niemals den eigenen Muth verliere. Ohne Frage, der Ausgangspunkt all seines Thuns war nicht ein nur in der

Phantasie vorhandenes Deutschland, sondern das in greifbarer Wirklichkeit heranwachsende Preußen, aber es ist nicht minder gewiß, daß dieser Mann, der nur mit Realitäten rechnete, eben deshalb den Weg fand, um Deutschlands Ideale zu verwirklichen.“ — „Ein neues Preußen aber war nicht denkbar ohne ein neues Deutschland: Die Kräftigung Preußens also hing eng zusammen mit der Lösung der deutschen Frage.“ Unter den verschiedenen Systemen, die sich hier dem Streben eines preußischen Staatsmannes boten, war das Hinausdrängen Oesterreichs aus dem Bunde und Vereinigung des übrigen Deutschland unter preußischer Leitung ohne Zweifel die glänzendste und gründlichste Lösung der Frage. Aber klarer als seine Vorgänger erkannte Bismarck die Unmöglichkeit des Gelingens ohne einen Kampf auf Leben und Tod mit Oesterreich, die Unabsehbarkeit der Folgen eines solchen Zusammenstoßes. „Bei ihm fielen Vorsicht und Kühnheit, Vorwärtsdrängen und Mäßigung untrennbar zusammen, und so war er bereit, wenn ein großes Ergebnis sich im Frieden erreichen ließ, auf die kriegerische Erringung des Größten zu verzichten.“ — „Als ich diesen Passus“, sagt Delbrück, „zum ersten Mal im Sybel las, hatte ich das Gefühl, hier auf den eigentlichen Mittelpunkt des Werkes, auf den Schlüssel aller Bismarckschen Politik gestoßen zu sein.“ — . . . „Mit der letzten Faser reißt er aus der Vorstellungswelt seiner Leser das vorbedachte deutsche Kaiserreich heraus.“ — „Zimmer von Neuem ertönt aus seinem Werke jene Melodie in den entscheidenden Momenten: Bismarck wollte in erster Linie nicht den Krieg mit Oesterreich, sondern die Allianz“ — Delbrück fügt das Zweifelwort hinzu: so daß man zuletzt fast stutzig wird, ob nicht doch ein Stück oder ein Stückchen echten Lebens daran hängen geblieben, und mit verloren ist. . . . Wenn auch die positive Neugestaltung als außer aller Berechnung liegend angesehen werden mag, „ist wirklich auch der Krieg selbst, das Zerreißen der Kette unerträglicher Institutionen, welche die preußische und deutsche Jugendkraft fesselten, . . . nicht von Anfang an mit Bestimmtheit ins Auge gefaßt worden“? Er wirft dabei auch die Frage auf, ob nicht bei Sybel Manches, worauf wir später kommen, zu sehr zurückgetreten sei.

Delbrück sagt: er spreche das eigentlich nicht aus, um einen solchen Zweifel zu statuiren, noch weniger um ihn durchzusehen, denn dazu fehle es an Material, sondern nur um die Tragweite des Gegensatzes klar zu machen, aber man merkt ihm an, daß er den Zweifel hegt, und ich meinerseits

<sup>1</sup> Da hier zwei verschiedene Stellen des Sybelschen Werkes: II, 447 ff. und IV, 260f. verbunden und zum Theil in einander geschoben sind, so ist in den der Verbindung dienenden, nicht in Anführungszeichen gesetzten Worten der Sybelsche Text, um den Zusammenhang herzustellen, im Ausdruck ein wenig verändert. Delbrücks Aeußerung bezieht sich auf den ersten größeren Theil des angeführten Citats. Bei . . . stehen bei Delbrück die oben zuerst citirten Worte seines Artikels.

hege ihn, bis zu einem gewissen Grade, mit ihm, insofern als ich — so weit ich bei meiner beschränkten Kenntniß des Materials zu urtheilen vermag — glauben möchte, daß Bismarck in höherem Grade auf den Krieg hingearbeitet, und ferner die wahrscheinlich doch unvermeidliche kriegerische Entscheidung seiner kampfesfreudigen Natur nach persönlich oft mehr, vielleicht viel mehr, gewünscht hat, als aus der Sybelschen Darstellung ersichtlich wird. Uebrigens gewinnt man aus derselben eigentlich nur für die erste<sup>1</sup>, nicht aber auch für die späteren Perioden des Conflictes, den Eindruck, daß Bismarck noch von sich aus eine Lösung des Conflictes gesucht habe, nur den, daß er auf ein ernstliches Entgegenkommen des Gegners hin auch seinerseits daran zu arbeiten beginnt, daß er immer wieder bereit ist, auf eine sich bietende Lösung einzugehen und sie nicht abschneiden will; für die Zeiten, in denen er ein solches Entgegenkommen vermisse, scheint mir Sybel dem Urtheil eines Franzosen<sup>2</sup>: „er bemühte sich nicht, die sich mehrenden Conflictte und Zwistigkeiten zu ebnen, sondern zog es vor, sie zur Beschleunigung des Bruches sich weiter entwickeln zu lassen“ nicht zu widersprechen — wie Sybel selbst einmal (bei den Verhandlungen vom Mai 1865) sagt: „Bismarck sah den Zusammenstoß näher und näher rücken und hätte es, so weit gedrängt<sup>1</sup> aus hundert Gründen vorgezogen, das Unausweichliche in möglichst rascher Entwicklung abzuthun.“

<sup>1</sup> d. h. die Zeit bis zum Sturze Rechbergs und die erste Zeit Mensdorffs. Sehr charakteristisch erscheint mir sein energisches Bemühen, den Sturz Rechbergs, des Vertreters der Allianz mit Preußen, zu verhindern. Als Rechberg nach dem dänischen Kriege durchaus das Versprechen will, daß Preußen später über eine Handelseinigung mit Oesterreich verhandeln wolle, erklärte Bismarck, er könne die Verantwortung für eine Politik, die das verweigere, nicht übernehmen. Die Zusage wurde verweigert und das führte zum Sturze Rechbergs. — Bismarck erklärte später, diese Verweigerung sei durchaus verkehrt gewesen, „Rechberg hätte Alles aufgeboten, den Krieg zu verhüten“, freilich setzte er hinzu: einmal hätte es doch zum Kriege kommen müssen, und da war es vielleicht ein Glück, daß es damals unter verhältnißmäßig günstigen Constellationen dazu kam.“ Syb. III., Schluß. Darüber, in wie weit Bismarck auch Mensdorff, dem Nachfolger Rechbergs, „anfangs den Gedanken einer Zweiherrschaft ans Herz gelegt“ — also ein friedliches Zusammenleben mit Oesterreich gesucht habe, siehe: Syb. IV, 129; dazu die Depesche vom 13. December 1864, Syb. IV, 48; f. auch Bismarcks Denkschrift vom 9. Mai 1865 (Bismarcks polit. Briefe, 3. Sammlung S. 208); die Depesche vom 26. Januar 1865, Syb. IV, 56. Die Erlasse vom 12. Mai 1865, Syb. IV, 116, sind wohl kaum noch hier heranzuziehen. — Besonders bezeichnend für Bismarcks Bereitwilligkeit, auch mit einem geringeren Resultat sich zu begnügen, wenn es ohne die blutige Entscheidung zu haben sei, ist auch die Verhandlung über die Gablenzischen Vorschläge kurz vor dem Ausbruch des Krieges. Für ein Suchen eines Ausgleiches auch in späterer Zeit noch könnten etwa die am 23. Juli 1865 in Salzburg dem Freiherrn von der Pfordten gemachten Andeutungen in Betracht kommen, Syb. IV, 156. Siehe Separatausgabe Anhang.

<sup>2</sup> Simon: Geschichte des Fürsten Bismarck, deutsch von Alexander, S. 161.

„Die Sybelsche Darstellung läßt,“ sagt Delbrück mit Recht, „am meisten den Verstand, den wunderbaren Scharfblick,“ die geistige Beherrschung jeder neuen Situation, die Besonnenheit und Selbstbeherrschung Bismarcks erkennen, weniger die dämonische Gewalt und Tiefe des Charakters und der Persönlichkeit, „aus dem furchtbaren Königstiger sei“ — nach einem französischen Kritiker — „eine zahme Hauskatze gemacht“; dabei ist jedenfalls „ein Stück echten Lebens hängen geblieben“.

Es ist richtig, wenn Delbrück sagt: Sybel lege dar, wie Bismarck in erster Linie nicht den Krieg, sondern die Allianz mit Oesterreich gewollt, und doch kann diese Gegenüberstellung von Allianz und Krieg irreführen. Man muß im Auge behalten, daß es sich hier um zwei verschiedenwerthige Allianzen handelt, und daß die eine derselben ebenso wie der Krieg nur Mittel sein sollte für etwas Drittes.

Bismarck wollte — das wird sich doch wohl mit Bestimmtheit sagen lassen — von vornherein, mit vollster Entschiedenheit, wie wir schon soeben aus Sybel erfahren haben<sup>1</sup>, die Anerkennung<sup>1</sup> der Gleichberechtigung Preußens und Oesterreichs und die Durchführung der aus der augenblicklichen Situation sich ergebenden, von ihm als berechtigt angesehenen Forderungen Preußens, insbesondere später der preußischen Ansprüche auf Schleswig-Holstein, 2) die Zerreißung „der Kette unerträglicher Institutionen“, die Sprengung der Bundesklinge, die Begründung eines den nationalen Bedürfnissen entsprechenden, Wehrhaftigkeit und Unabhängigkeit sichernden Zustandes in Deutschland und 3) ein neues, gutes, auf natürlichen Beziehungen beruhendes Verhältniß zu Oesterreich. — Diese Ziele wollte er erreichen, wo möglich in Freundschaft, durch eine Allianz mit Oesterreich; diese sollte nicht nur zu einer gemeinsamen Sprengung der unerträglichen Kette, sondern auch allmählich dazu führen, daß Oesterreich Preußen in Deutschland gewähren ließ, ihm damit schließlich auch die Führung und die Neugestaltung Deutschlands überließ und selbst ein neues Verhältniß zu Deutschland acceptirte, wie ein solches ja nach 1866 eingetreten ist. Einen Einblick in diese Anschauung Bismarcks, gleichsam einen Schlüssel zu seinen Gedanken über die freundschaftliche Umprägung des alten Verhältnisses zu Oesterreich zu dem späteren neuen, giebt die oben erwähnte private Correspondenz zwischen Bismarck und Rechberg, die andeutet, wo hinaus Bismarck mit der Allianz wollte, und zeigt, daß er damit den Versuch machte, ob sich nicht Oesterreich durch die Vortheile einer fortgesetzten gemeinsamen „activen Politik“, wie er sagt, schließlich selbst überzeugen werde, daß eine auf solcher Umgestaltung seines Verhältnisses zu Deutschland beruhende Allianz mit Preußen-Deutschland doch vortheilhafter sei, als die Behauptung der alten Position<sup>1</sup>. Doch

<sup>1</sup> Siehe Sybel III, 395 ff. und Separatausgabe Anhang.



muß hier freilich gelten, was Sybel an anderer Stelle von Bismarck sagt: daß die Ausgestaltung eines solchen Planes in seinem rastlos arbeitenden Geiste damals noch flüchtig und in jedem Augenblick von den Verhältnissen abhängig war.

Falls, so lange, ja wohl gar so bald wieder Oesterreich sich ernstlich auf diesem Geleise halten ließ, in einer Verbindung auf die preussischen Bedingungen hin — denn das war die *conditio sine qua non* dabei — wollte Bismarck die Allianz, wenn nicht mehr, dann wollte er von vornherein den Krieg. Die Allianz, die er zunächst schloß, sah er im Grunde von Anfang an als wahrscheinlich aussichtslos an, wie er es später dem italienischen General Govone gegenüber aussprach; sie war ihm ein Versuch, ein letzter Versuch, in Gemeinschaft mit Oesterreich eine Neugestaltung Deutschlands durchzuführen, ein Mittel, die vorliegende dänische Frage zu lösen, ja wohl auch ein Mittel, gute Geschäfte zu machen<sup>1</sup>, vielleicht selbst ein Mittel, es, wenn es sein müsse, zum Kriege zu bringen<sup>2</sup>; die Allianz, die er von vornherein fest und unwandelbar im Auge behielt, in der, wie er hoffte, Preußen „unzweideutige Vereinbarungen mit Oesterreich gewinnen könne, auf deren Basis sie demal einst ehrliche Bundesgenossen sein könnten“<sup>3</sup>, die lag ihm wahrscheinlich erst jenseits der blutigen Entscheidung.

Delbrück macht, indem er die oben erwähnte Zweifelfrage ausspricht, noch auf zwei, wie mir scheint, sehr wichtige Gesichtspunkte aufmerksam.

„Sybels Werk ist gearbeitet, „vornehmlich nach preussischen Staatsacten“, sollte es etwa zu sehr „nach den Acten“ gearbeitet und das Letzte, das nicht in den Acten steht, darüber nicht zu seinem Recht gekommen sein?“ Und weiter: „Es gehört wahrlich nicht geringe Gewandtheit dazu, die „Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I.“ zu schreiben und doch das, was der Titel sagt, nur in einem gewissen Halbdunkel erscheinen zu lassen. — Das war nothwendig, denn sonst hätte das Werk überhaupt nicht geschrieben werden können. Aber welche Lücken, welche Verschiebungen, welche Ueberkleidungen dieses Manöver nöthig gemacht hat, kann man sich leicht vorstellen und muß es sich auch schon bei der Lectüre des Werkes vorzustellen suchen.“ . . . „Das führt uns auf denjenigen Faden in den Ereignissen, der in der Sybelschen Darstellung kaum hin und her berührt, öfter durchschimmernd, einmal direct, als für seine Aufgabe nicht erforderlich bei Seite geschoben wird: das

<sup>1</sup> Schreiben an Goltz. Syb. IV, 78. Näheres weiter unten in einer Anmerkung.

<sup>2</sup> Zeitung „Post“ 1890, 25. April. Näheres weiter unten in einer Anmerkung.

<sup>3</sup> Brief an Manteuffel vom 23. Februar 1854. Darüber aber, wie er über die Allianz vor Klärung der Verhältnisse dachte, siehe den Brief vom 26. April 1856 an denselben, der weiter unten auszugsweise mitgetheilt ist.

Verhältniß des Königs zu seinem Minister“ und, fügen wir hinzu: das Verhältniß Bismarcks zu den übrigen Gliedern des königlichen Hauses. — „Das Einzigartige der Erscheinung Kaiser Wilhelms des Alten, in der Weltgeschichte ist ja, daß er neben seinem ungeheuren Minister, neben seinem genialen Feldherrn, doch seine volle königliche Persönlichkeit gewahrt hat.“ — Es muß unendlich schwer gewesen sein, neben einem Bismarck König zu sein, und es freut Einen darüber ein so enthusiastisches Wort zu vernehmen, wie das Bowers: „Gleiches kann nur von Gleichem erkannt werden, das schlichte: *Niemals* des alten Kaisers, mit dem er das Entlassungsgesuch Bismarcks beantwortete, wird als eines der herrschgewaltigsten und seelenschönsten, die je geschrieben wurden, ewig in der Geschichte fortleben.“ — Dieses „Niemals“ aber schloß den Kampf nicht aus. „Es ist weder Bismarck noch Moltke je gelungen — sie haben auch nie danach gestrebt, es ist bloß dem objectiven Resultat nach gemeint — den König in den Schatten zu stellen, obgleich Jedermann wußte, daß der Eine der leitende Staatsmann, der Andere der leitende Feldherr sei. Wenn die persönliche Pietät, welche unser Geschlecht dem Kaiser gezollt hat und zollt, einmal dahingeschwunden sein wird, auch dann wird die kühl betrachtende Historie in der Fähigkeit, die königliche Würde neben solchen Rivalen zu behaupten, stets eine der großartigsten Erscheinungen sehen. Aber auch ein solcher Adler wird nicht geschenkt. Kaiser Wilhelms staatsmännische Anlage und Politik war weder ein Duplicat zu der Bismarckschen, noch bloßes Werkzeug. Die naive populäre Auffassung ist wohl, daß vermöge einer Art von prästabilirter Harmonie der König immer das, was seine genialen Rathgeber ihm vorschlugen, auch gerade wollte. Hier und da habe es wohl mal eine Friction und eine schärfere Auseinandersetzung gegeben, aber die seien doch immer bald und ohne gar zu große Schwierigkeiten überwunden worden. Es gehört nur wenig Nachdenken dazu, um zu erkennen, daß ein solches Verhältniß eine psychologische Unmöglichkeit ist. Kaiser Wilhelm war eine in sich geschlossene Persönlichkeit, die nicht ohne herzerreißende und nervenstörende Kämpfe in Bahnen gelenkt werden konnte, die seinen 50 Jahre lang heilig gehaltenen Grundsätzen direct entgegenliefen.“

„Wäre es leichter gewesen, Bismarck hätte es gewiß viel bequemer, Deutschland aber keinen Mann, sondern einen bloßen Schemen zum Kaiser gehabt“ — so weit Delbrück.

Auch auf die Darstellung der uns vorliegenden Frage, in der der König und sein Minister verschieden empfanden, mußten die von Delbrück berührten Umstände Einfluß haben. Die Angabe auf dem Titelblatt bei Sybel, daß das Buch vornehmlich nach Staatsacten geschrieben sei, vindicirt vielleicht dem Verfasser sogar ein gewisses Recht, Dinge, die nicht in den Acten

stehen, mehr bei Seite zu lassen, — und so Vieles, was man hier wissen möchte, stand gerade in den Acten gewiß nicht. — Da Bismarck nicht nur mit seinen Gegnern, sondern auch mit seinem Könige und dessen Ueberzeugungen zu ringen hatte, so mußte er eben auch dort, wo er selbst nicht mehr zum Nachgeben bereit gewesen wäre, doch noch nachgeben, und da ist schwer, ja unmöglich zu bestimmen, wie weit seine mitunter geradezu erstaunliche Bereitwilligkeit dazu eine freiwillige oder eine aufgezwungene war, eingegeben zum Theil von der Hoffnung, daß sie doch vergeblich sein werde und an den Tag gelegt, um den König überzeugen zu können, daß der Krieg dennoch unvermeidlich sei. Nach Sybels Darlegung wäre diese Bereitwilligkeit Bismarcks nun doch viel größer gewesen, als man sonst zu glauben geneigt wäre. Das Bewußtsein der Unvermeidlichkeit des Krieges bedurfte Bismarck aber nicht nur dem Könige, sondern auch seinem eigenen Gewissen gegenüber.

„Es ist leicht für einen Staatsmann,“ . . . so hatte er einstmals bei der Vertheidigung des Olmüzer Vertrages ausgerufen, „in die Kriegstrompete zu stoßen . . . oder donnernde Reden zu halten und es dem Musketier, der auf dem Schnee verblutet, zu überlassen, ob sein System Sieg und Ruhm verwirklicht oder nicht — aber wehe dem Staatsmanne, der sich in dieser Zeit nicht nach einem Grunde zum Kriege umsieht, der auch nach dem Kriege noch stichhaltig ist“ (3. Dec. 1850).

Wiederholt hat er in späterer Zeit sich dahin ausgesprochen, daß ein Krieg, der unternommen werde, weil er später doch einmal ausbrechen müsse, und weil man sich zur Zeit dem Gegner überlegen fühle — nicht zu beantworten sei<sup>1</sup>. Diese Aeußerungen stammen aus der Zeit nach 1866, aber auch damals, vor dem Kriege mit Oesterreich, war er sich seiner ungeheuren Verantwortung und dessen bewußt, daß er sich in seiner Politik von seinem Gewissen leiten lasse. Es giebt wenig so schöne Zeugnisse für ihn als sein eigenes Wort: Was ich als meine Pflicht erkenne, sehe ich wie eine Pistole auf meine Brust gerichtet. Und nicht nur aus seiner Klugheit, sondern auch aus diesem Bronnen wird jene Bereitwilligkeit, „auf das größte Resultat zu verzichten, wenn das geringere im Frieden zu erreichen sei“, geflossen sein. Man denke dabei, was es für eine Feuer- und Kampffseele, wie die seine bedeutete: den Wunsch nach Entscheidung im Herzen, bei manchen Gelegenheiten auch wohl den Glauben an den Sieg im Herzen; sich doch zu bescheiden, nicht eigenwillig nach dem Größten zu greifen, sondern zu empfangen, was das Leben gewährt, und der Ernte zu harren<sup>2</sup>. Auch deshalb ist sie gerade ihm gereift.

<sup>1</sup> Ganz anders lautet seine weiter unten angeführte Aeußerung im Ministerath vom 28. Febr. 1866; hier bezeichnet er den Bruch eben als (schon) vorhanden.

<sup>2</sup> Sehr bezeichnend dafür ist der Brief, den er kurz vor dem Ausbruch des

Sich von der Welle tragen lassen!

„Ich bin ein den Gesamtbedürfnissen und Forderungen des Staates im Interesse des Friedens und Gedeihens meines Vaterlandes gegenüber disciplinirter und sich unterordnender Staatsmann,“ wie Bismarck am 17. December 1873 im Abgeordnetenhaus, und: *La patrie veut être servie et pas dominée*, wie er bei den Friedensverhandlungen von Versailles gesagt hat. Diese Worte passen auch hierher.

Gern sehen wir ein wohlbekanntes Antlitz, wenn eines Meisters Hand es in einem neuen Bilde fixirt hat; wir freuen uns die oft geschauten Züge darin wiederzufinden. . . . So setze ich denn einen Theil der Sybelschen Charakteristik Bismarcks bei dem Beginn seiner diplomatischen Laufbahn in Frankfurt am Main hierher<sup>1</sup>.

„Schon in jugendlichen Jahren hatte er sich, wie nach einem Vorgefühl des künftigen Wirkens vor Allem historischen Studien gewidmet. Nach der eigenen weiteren Erfahrung sprach er den Grundsatz aus, für jeden Staatslenker sei ein richtig geleitetes Studium der Geschichte die wesentliche Grund-

Krieges unter Mittheilung des damals von Preußen vorgelegten Reformprogramms dem Herzog Ernst von Coburg schrieb:

„Die Vorschläge sind nach keiner Seite erschöpfend, sondern das Resultat der Rücksicht auf die verschiedenen Einflüsse, mit denen compromittirt werden mußte, *intra muros et extra*. Können wir sie aber zur Wirklichkeit bringen, so ist damit immer ein gutes Stück der Aufgabe, das historische Grenznetz, welches Deutschland durchzieht, unschädlich zu machen, erreicht, und es ist unbillig zu verlangen, daß Eine Generation, oder sogar Ein Mann, sei es auch mein allergnädigster Herr, an Einem Tage gut machen soll, was Generationen unserer Vorfahren Jahrhunderte hindurch verpfuscht haben. — Erreichen wir jetzt, was in der Anlage steht, oder Besseres, so mögen unsere Kinder und Enkel den Block handlicher ausdrechseln und poliren.“

Das hier erwähnte Programm enthält: Ausschluß Oesterreichs und Theilung des militärischen Oberbefehls zwischen Preußen und Baiern, doch muß hervorgehoben werden, daß Preußen zunächst Anfang Mai viel gemäßigtere Vorschläge gemacht hatte: Parlament und Reform der Wehrverfassung noch ohne Ausschluß Oesterreichs. Ehe man damit ins Reine gekommen war, war der Krieg durch verschiedene Verhältnisse in unmittelbare Nähe gerückt, und jetzt wurde der neue Vorschlag gemacht.

Am 12. Sept. 1866 sagte Bismarck im Abgeordnetenhaus in Bezug auf diesen neuen Vorschlag: der militärische Dualismus in dem preußischen Reformentwurf vor dem Kriege war geboten, da der Anspruch Preußens auf die Führung des ganzen Bundesheeres damals friedlich nicht durchzusetzen gewesen wäre.

Nachträglich füge ich noch die Worte aus der jüngst (30. Juli 1892) in Jena gehaltenen Rede bei: „Ich bin von früh auf Jäger und Fischer gewesen, und das Abwarten des rechten Momentes ist in beiden Situationen die Regel gewesen, die ich auf die Politik übertragen habe.“

<sup>1</sup> Syb. II, 145 ff., wo man die ganze Schilderung nachlesen mag.

lage des Wissens; hier allein sei zu lernen, was in der Verhandlung mit anderen Staaten in jeder Frage erreichbar sei; in der Fähigkeit aber, die Grenzen des Erreichbaren zu erkennen, sah er selbst die höchste Aufgabe der diplomatischen Kunst bezeichnet. Sein ganzes späteres Leben bildet einen praktischen Commentar zu diesem Satze. Hier hat er sowohl die Kühnheit geschöpft, die Ziele seiner Action sich möglichst hoch zu setzen, als die Besonnenheit, niemals im Siegesrausch über die Grenze des Erreichbaren hinaus zu schweifen<sup>1</sup>.

„Im Sinne des Königs hat man oft von Bismarcks Frankfurter Lehrjahren geredet, ungefähr ebenso passend, wie wenn man von der Schwimmschule eines jungen Fisches sprechen wollte.“

„Gewiß, er, der bisher niemals im diplomatischen Dienste sich geübt hatte, trat hier in Frankfurt in eine ihm fremde Welt, und hatte manche Kenntniß von Personen und Sachen sich erst anzueignen. Aber nachdem er sich binnen wenigen Wochen auf dem neuen Boden orientirt hatte, entwickelte er seit den ersten Schritten seine politische Meisterschaft. Es war ein Staatsmann von Geburt. Eine freigebige Natur hatte ihn mit allen Erfordernissen des Herrscherberufes ausgestattet, mit rascher, durchdringender Auffassung aller Verhältnisse, mit scharfer Erkenntniß der Stärken und Schwächen jeder Position, mit sicherem Blick für die Brauchbarkeit der verschiedensten Menschen zur Förderung seiner Zwecke. Mit einer unerschütterlichen Willenskraft in der Verfolgung seiner Absichten verband er eine niemals versagende Elasticität des Geistes in der wechselnden Anwendung des jedes Mal zweckmäßigen Verfahrens; ohne jemals einen systematischen Unterricht durchgemacht zu haben, besaß er die Fähigkeit, welche Thukydides von Themistokles rühmt, durch die Macht seiner Natur in kurzem Nachdenken das Erforderliche sofort zu treffen.“ In manchen einzelnen Zügen „durch die Frühreise des Talentes und die indirecte Beherrschung seines Vorgesetzten<sup>1</sup> erinnert er lebhaft an das Auftreten des Generals Bonaparte 1796. In allem Uebrigen aber erscheint neben der Aehnlichkeit der tiefste Gegensatz der Charaktere zwischen beiden Männern. Statt der kolossalen, jedes andere Gefühl erdrückenden Selbstsucht des corsischen Imperators zeigt sich bei dem preussischen Beamten die patriotische Hingabe an den Staat, die unbedingte Pflichttreue gegen König und Vaterland. Seine Seele war erfüllt von dem Verufe, Preußen zu Macht und Blüthe emporzuheben; jeder Schritt seines Wirkens war abhängig von dieser einzigen und beherrschenden Aufgabe.“

„War er früher Parteimann gewesen, so wurde er jetzt im prägnantesten

<sup>1</sup> Da Sybels Darstellung nicht vollständig gegeben wird, ist Einzelnes des Zusammenhanges wegen umgestellt.

<sup>2</sup> Das Nähere bei Sybel a. a. O.

Sinne des Wortes, Diener des Staates. Gegen dessen Anforderung trat jede andere Rücksicht in den Hintergrund. Fragen höchster Bedeutung, Freihandel oder Schutz Zoll, feudale oder demokratische Einrichtungen, Religionsfreiheit oder Hierarchie, Fragen also, die für viele tausend Menschen als bestimmende Principien des ganzen Daseins gelten, waren für ihn nichts als je nach den Umständen gebrauchte Mittel für Preußens ferneres Emporwachsen, so daß ihn nicht selten seine Gegner den grundsatzlosesten Opportunisten aller Zeiten schalteten.“

„Wenn ferner Friedrich der Große, der ein langes Leben dem harten Dienst des Staatsinteresses widmete, im innersten Herzen der Ueberzeugung war, daß der Staat nur ein Mittel zur Erhaltung und Pflege der idealen Güter, der Schönheit und Wahrheit, der Kunst und der Wissenschaft sei: so war umgekehrt Bismarck auch hier Utilitarier, und so sehr er jene Güter zu schätzen verstand, so war doch stets seine erste und letzte Frage, in wie weit diese Kunst oder jene Wissenschaft dem preußischen Staatszweck nütze<sup>1</sup>.“

„Nicht als principieller Gegner Oesterreichs war Bismarck nach Frankfurt gekommen; im Gegentheil, bei seinem ganzen bisherigen Verhalten war er stets von der Nothwendigkeit eines festen Zusammenhaltens von Preußen und Oesterreich ausgegangen und hat sein Leben lang an dieser Ueberzeugung festgehalten. . . . Aber nur zu bald mußte er erkennen, daß die wesentliche Voraussetzung dieses Strebens, die Gegenseitigkeit, fehle, daß an eine Anerkennung der preußischen Gleichberechtigung durch Oesterreich nicht zu denken und bei der Stellung der beiden Höfe zu den deutschen Verhältnissen auch nie zu erhoffen sei. Damit war seine fernere Haltung entschieden, er war zum Widerstand bis auf die äußerste Grenze, ja über diese hinaus, bis zum Bruche des Bundes entschlossen, ehe er eine Schädigung an Preußens Würde und gutem Rechte gestatte.“

Aber lassen wir alle diese mehr allgemeinen Erwägungen und machen wir den Versuch, uns in der Erinnerung an sehr bekannte oder auch etwas weniger bekannte Aeußerungen des großen Mannes, in seine Seele hineinzudenken und ihn auf dem Wege, den er in dieser Sache zu durchmessen hatte, zu begleiten<sup>2</sup>.

\* \* \*

<sup>1</sup> Es sei hier, wo manche Citate aus Bismarcks Briefen und Reden angeführt werden, auf eine höchst dankenswerthe Arbeit hingewiesen, ein Buch treuesten Fleißes, das in chronologischer Folge jedes Erlebniß Bismarcks, jeden Aufenthalt desselben, alle amtlichen Berathungen, alle seine Reden, Briefe, Unterhaltungen, so weit es möglich ist, nach Zeit, Ort und Inhalt zu verzeichnen sucht, nebst Auszügen aus seinen wichtigsten Aeußerungen, mit Angabe der Quellen, wo Näheres darüber zu finden ist.

Gerade weil es mir nicht ganz leicht geworden ist, mich dem Opportunismus Bismarcks gegenüber innerlich zurechtzufinden, so möchte ich noch einige Bemerkungen darüber hinzuzufügen mir gestatten. Nie wird man sich mit jener Scrupellosigkeit versöhnen können, der der Zweck jedes Mittel heiligt und die als Jesuitismus und Machiavellismus so viel Unheil über die Welt gebracht hat. Aber es kann das Entsetzen vor dem unstreitig heillosen Satze, „daß der Zweck das Mittel heilige“, auch ein ganz unaufrichtiges sein, da in der That sehr Vieles, was unter anderen Umständen unverantwortlich wäre, gethan werden darf und muß, wo es im Dienst einer wichtigen Sache nothwendig ist. Wenn in der Politik angeblich eine andere Moral zur Geltung kommt, als im Privatleben, so geschieht das eben, weil hier die Handelnden nicht nur für ihre Person, sondern für ein anvertrautes Ganze die Verantwortung tragen und weil oft Gesichtspunkte in Betracht kommen und Größen in die Rechnung eingestellt werden müssen, die im Privatleben fortfallen, weil hier die Conflictte der Pflichten sich mehren. Ich möchte hier ein Wort anführen, das ich in einer Vorlesung Loges gehört habe und das etwa so lautete: „Mancher will leugnen, daß es solche Conflictte giebt. Wer sie wegschaffen kann, der soll doch herkommen, er wäre ein wahrer Heiland!“ Einem Worte, das mir ein Freund sagte: aus solchen Kämpfen könne man nicht mit ganz fleckenlosem Schilde hervorgehen, es komme darauf an, wer der relativ Ehrlichste sei, muß ich beipflichten. Keineswegs möchte ich von vornherein alle Schritte Bismarcks<sup>1</sup> als zu rechtfertigende hingestellt sehen, und z. B. bei einzelnen Momenten seiner „dilatatorischen Behandlung der Dinge“ Frankreich gegenüber, noch mehr vielleicht bei der pariser Verhandlung während der londoner Conferenz taucht Einem wohl die Frage auf: mußte das wirklich sein? Deutsche Biederkeit ist dem Germanen lieber, als welsche List — ungern sieht er die Helden, die

---

Es ist ein ausgezeichnetes Hilfsmittel und Orientirungsbuch beim Studium der neuesten deutschen Geschichte, es soll nach dem Wunsche des Verfassers ein Zeugniß der unauslöschlichen Liebe und Dankbarkeit des deutschen Volkes Bismarck gegenüber sein und es ist ein monumentales Zeugniß dafür geworden: Horst Wohl, Regesten zu einer wissenschaftlichen Biographie des ersten deutschen Reichskanzlers. 2 Bände. Gr. 8. 1891 u. 1892. — Das Buch ist mir erst zugegangen, als mein Artikel schon so ziemlich vollendet war. Ein Auszug daraus — oder der Kern dieses Werkes ist das früher erschienene Bismarck-Gedenkbuch desselben Verfassers, das in Kürze ähnliche Regesten (aber ohne nähere Inhaltsangabe und Quellenachweis) enthält, dazu ein Verzeichniß der Bismarckliteratur bis 15. Febr. 1890 und, wie das größere Werk, Auszüge aus Bismarcks Reden und Briefen. 1 Bd. 8. 311 S. 1889.

<sup>1</sup> Auch ganz abgesehen von seinem Verhalten Gegnern im eigenen Lande gegenüber.

er bewundert, „das Löwenfell mit dem Fuchspelz vertauschen“, es ist ihm sympathisch, wenn sie nur schwer und wo möglich nie sich entschließen, sich auf den Standpunkt der Kriegslist zu stellen, bei welchem Ueberlisten und Täuschen des Gegners in sein Recht tritt; wo aber, wie oft — nicht immer — in der Politik zwischen den Staaten thatsächlich kein Friede, sondern „Krieg im Frieden“ herrscht, wo die Politik Krieg mit anderen Mitteln und gegenseitiges Mißtrauen die Grundlage des Verkehrs ist, und dieser Verkehr der undeclarirte Krieg, so daß man gegenseitig gar nicht volle Wahrheit erwartet und erwarten kann; wo man sich unberechtigten gefährlichen Ansprüchen gegenüber befindet, wo ein offenes, das eigene Wollen enthüllende oder den Gegner auch nur nicht aus seinem Irrthum reißende, ja selbst seinen Irrthum nicht mehr nährendes Wort das Land, dessen Sache man vertritt, in die äußerste Gefahr wirft (man denke an Friedrich Wilhelm III. und Scharnhorst beim Beginne der Freiheitskriege) — da tritt das Wort Bismarcks in sein Recht: „Wer mich einen gewissenlosen Politiker schildert — er soll sein Gewissen auf diesem Kampfplatze erst selbst einmal versuchen“ (26. Dec. 1865). Wo man keine Wahl hat, als einen listigen Feind, oder das Vertrauen des eigenen Landes — berechtigtes Vertrauen derjenigen, die auf Einem angewiesen sind und Einem den Schutz ihrer höchsten Güter anvertraut haben — zu täuschen, wo man einen Feind täuschen oder anvertrautes Gut preisgeben muß, da kann das „Offensein“ zur Schwäche werden, ja gerade aus Zuverlässigkeit und Kraft wird man zur List greifen und greifen dürfen, ja unter Umständen „herzhaft lügen“ müssen, — so lange als man dabei doch das Recht hat, mit gutem Gewissen zu sagen: „Wer mich einen gewissenlosen Politiker schildert, der thut mir Unrecht“, und dabei nicht gegen sich selbst unwahr ist, so lange man sagen darf: „Ich kann nicht anders.“

Aber es ist das ein gefährlicher Boden, und die Wahrheit läßt ihrer nicht spotten. Der sittliche Adel eines Staatsmannes wird mit bedingt sein von dem Grade, in dem er danach strebt, an die Stelle der Kniffe Offenheit zu setzen. Bismarck ging dabei bekanntermaßen mitunter so weit, daß selbst der Eindruck entstand, man könne ihn nicht ernst nehmen.

Zu denjenigen Dingen, die Bismarck besonders vorgeworfen sind und die Einem in der That stutzig machen können, gehört seine Verbindung mit der Revolution, trotz seiner ausgeprägt monarchischen, die Revolution verurtheilenden Gesinnung (z. B. in Ungarn 1866; hat er doch wiederholt gedroht, im Nothfalle die nationalen, antidynastischen, revolutionären Kräfte zu entfesseln). Die Frage ist hier eine ähnliche wie oben. Wo es sich um die „eigenste Einem anvertraute Aufgabe“ handelt, für ihn: „um den der Krone Preußens von Gott übertragenen Schutz Preußens gegen Unrecht, von außen oder innen kommend“, da n i m m t, ja ruft er eben in einem



Kampfe auf Leben und Tod, in dem einmal die Gewalt entscheidet, die Bundesgenossen, wo er sie findet: mag da ein Jeder sich mit seinem Gewissen abfinden und seinem Richter stehen; da ist ihm ferner das System der conservativen Interessen aller Länder eine gefährliche Fiction, so lange nicht die vollste ehrlichste Gegenseitigkeit in aller Herren Ländern obwaltet. Isoliert von Preußen durchgeführt, erscheint es ihm als „Donquixoterie“, da verurtheilt er es, „fremde Kronrechte mit mehr Beharrlichkeit zu schützen als die eigenen“ (Brief vom 18. Sept. 1861); endlich kommt hier noch ein anderer Gesichtspunkt zur Geltung, der, welcher berührt ist, wenn Fürst Bismarck, wie oben gesagt, erklärt: die Einigung Deutschlands wäre eine conservative That gewesen. Si duo faciunt idem, non est idem. Revolution und Revolution ist ihm auch nicht etwas Gleiches, Revolution gegen das preussische Königthum, dessen nationale, politisch-sittliche Berechtigung und Nothwendigkeit er bis in das Innerste seiner Seele hinein empfand, war ihm etwas total anderes als Auflehnung etwa der Ungarn oder Italiener gegen Oesterreich, oder auch der Deutschen gegen die von Napoleon geschaffenen von Metternich sanctionirten kleinstaatlichen Souveränitäten, gegen den ganzen unhistorischen Gott und rechtlosen Souveränitätsschwindel der deutschen Fürsten, „die europäische Macht spielen“ wollen. — Gewaltthätiger Umsturz des innerlich Existenzberechtigten und des innerlich Unberechtigten oder in seiner Berechtigung Fraglichen, wenn auch durch das formelle und bestehende Recht legitimirt ist ihm — ich möchte lieber sagen, seiner natürlichen und durch Studium, Amts- und Lebenserfahrung geschulten Empfindung, als seinen Grundsätzen nach, etwas ganz Verschiedenes, und wo zur Erhaltung des Ersteren die Zertrümmerung des Letzteren nöthig ist, da ist ihm eben diese Erhaltung und Zertrümmerung, mag sie auch für gewöhnlich revolutionär heißen, eine conservative That. — „Den Grundsatz, daß ein Compromiß mit der Revolution unzulässig sei,“ schreibt er, „ist es nicht möglich in der Weise durchzuführen, daß die letzten davon abgeleiteten Consequenzen noch immer jede andere Rücksicht durchbrechen sollen.“ Diese legitimirten Gewalten sind ja selbst oft revolutionär, „wann und nach welchen Kennzeichen haben sie aufgehört revolutionär zu heißen?“ . . . „Ein Princip kann man nur so weit als ein allgemein durchgreifendes anerkennen, wenn es sich unter allen Umständen und zu allen Zeiten bewahrheitet.“ (Wer sich über Bismarcks Ueberzeugungen hierüber orientiren will, lese diesen Brief an Manteuffel vom 4. Februar 1857 neben dem oben citirten vom 18. Sept. 1861.)

Ich möchte hier wegen des Bismarckschen Opportunismus auf den schönen, herzbewegenden Artikel „Fürst Bismarck“ in Whitman: Das kaiserliche Deutschland (deutsch von Alexander) verweisen. „So ungewöhnlich

sein Charakter auch ist," heißt es hier, „im Ganzen genommen ist er doch in vielen Beziehungen durchaus typisch für sein Land bis hinab zu den leidenschaftlichen Ausbrüchen seiner Reizbarkeit. Seine Ehrerbietung für die Krone entspringt ehrlicher Ueberzeugung, denn in seinem ganzen Wesen liegt nicht die Spur des Höflings oder selbstfüchtigen Opportunisten. Die starre Ehrlichkeit seiner Natur schließt jede Möglichkeit davon aus.“<sup>1</sup> Wie diese, so führt die obige Sybelsche Charakteristik zum richtigen Verständniß des Bismarckschen Opportunismus. Wenn eine große Leidenschaft die Seele erfüllt, dem haben neben der Hauptfrage die anderen Fragen nur ein relatives Interesse. Auch bei dem Opportunismus kommt es, wie bei so vielen sittlichen Fragen, zunächst darauf an, ob man die Welt und die Dinge in seinen Dienst hineinreißt oder sich in den Dienst der Sache stellt. Das große Interesse, dem Bismarck diente, war ein ideales, aber nicht ein theoretisches, sondern ein ideales praktisches Interesse; jenes Interesse, von dem die Sybelsche Schilderung spricht: Preußen-Deutschland; „Dem Vaterland die ganze Kraft“. „Für mich“ — sagt er — „hat immer nur ein einziger Compaß, ein einziger Polarstern, nach dem ich steuere, bestanden: *salus publica*. . . . Doctrinär bin ich in meinem Leben nicht gewesen; alle Systeme, durch die die Parteien sich getrennt und gebunden fühlen, kommen für mich in zweiter Linie. . . . Die Doctrin gebe ich außerordentlich wohlfeil. . . . Es giebt Zeiten, wo man liberal regieren muß und Zeiten, wo man dictatorisch regieren muß; es wechselt Alles, hier giebt es keine Ewigkeit“ (24. Febr. 1881 im Reichstage).

Weiter entscheidet über die Sittlichkeit, d. h. die subjective Sittlichkeit oder Unsittlichkeit des Opportunismus bei dem Einzelnen die Frage, ob er, bei der relativen Werthung dessen, was Andere als absolut ansehen, in seinem Handeln gebunden ist durch höhere, ewige Mächte, die er in sich wirksam sein läßt, unter die er sich beugt und an denen er sich erhebt. Hier verweise ich auf Bismarcks oben schon citirten Brief vom 26. Dec. 1865. Darauf kommt es an, wovor man dennoch Halt macht.

Endlich kommt noch Eins in Betracht: Wenn Jemand einer großen

<sup>1</sup> . . . Während die Parteiregierung überall eine erbärmliche Aengstlichkeit beweist, nur die eigenen Parteigänger zu verwenden . . . hat Fürst Bismarck die Mitarbeit von Männern jeder politischen Meinung gesucht, bis zu derjenigen ehemals verbannter Republikaner. Er selbst hat es ausgesprochen: Ich heiße die Mitwirkung von jeder Seite dankbar willkommen und frage nicht, von welcher Partei sie kommt.“ Das aber geschieht keineswegs aus bloßer Bequemlichkeit für das eigene Interesse. Jede seiner Handlungen soll das nationale Gefühl erwecken und kräftigen, und auch diese Veröhnlichkeit ist ihm nur ein Mittel zum Zweck. Wie er es nie verschmäht hat, den kleinsten Vortheil in der auswärtigen Politik zu benutzen, so sind ihm auch keine Mittel zu gering, sein Ziel im eigenen Lande zu erreichen, denn der Zweck rechtfertigt sie.

Sache vielleicht zu wenig scrupulös in den Mitteln dient, da werden wir verschieden urtheilen, je nachdem es der Fanatismus des Kopfes oder die heiße Leidenschaft des Herzens ist, aus der die Action hervorbricht, und Bismarck ist nicht Kopfmensch, sondern Herzmensch; es ist nicht Theorie, es ist innerstes Wesen, aus dem heraus er handelt — oft mit verzehrender Leidenschaft.

Bei einem Vergleiche Emin Paschas mit Wismann meinte Bismarck: Es würde sich an Emins Profil wohl herausstellen, daß ihm der Hinterkopf fehle, die volle thierische Energie, auf welche man in Afrika nicht ganz verzichten könne. Die besitzt er selbst reichlich; er beruft sich auf Emins Profil; da darf man sich wohl sein Profil darauf hin ansehen, in der bekannten Lenbachschen Kreidezeichnung z. B. — dieses Horn am Hinterkopfe!

Wie wenig er von Theorie und Doctrinen hält, zeigen die Aufzeichnungen Beners bei seinem Bismarckbesuche: „Durch Kant,“ sagte der Fürst, „habe ich mich nicht völlig durchbringen können; was er über das Moralische sagt, zumal vom kategorischen Imperativ, ist sehr schön; aber ich lebe am liebsten ohne das Gefühl des Imperativs; ich habe überhaupt nie nach Grundsätzen gelebt; wenn ich zu handeln hatte, habe ich mich niemals gefragt, nach welchen Grundsätzen handelst du nun? sondern ich habe zugegriffen und gethan, was ich für gut hielt. Man hat mir ja oft vorgehalten, daß ich keine Grundsätze habe.“ . . . „In meiner Jugend pflog ich mit einer philosophisch angehauchten Cousine, die mich gern betanten wollte, oftmals ein Gespräch darüber, ob ich Grundsätze annehmen müsse oder nicht. Schließlich sagte ich ihr und damit waren alle unsere Streitigkeiten zu Ende: Wenn ich mit Grundsätzen durchs Leben gehen soll, so komme ich mir vor, als wenn ich durch einen engen Waldweg gehen sollte und müßte eine lange Stange im Munde halten!“ (Bei Bismarck, S. 48 ff.)

Da Bismarck, wie gesagt, bei seinem Thun nicht nach Grundsätzen, sondern aus seiner ganzen Persönlichkeit heraus, als voller und ganzer Mensch handelt, so wird er die Grenze für seinen Opportunismus, für Erlaubtes und Unerlaubtes in der Politik dort sehen, wo er fühlt, daß er sich selbst untreu werden müßte. Sein Ich, mit seiner Charaktergröße und seinen Charakterfehlern, weist ihm den Weg und zieht ihm die Grenze seines Thuns. Mit diesen Worten bewege ich mich freilich im Cirkel. Ich suche die Persönlichkeit Bismarcks aus seiner Politik zu erkennen und verweise zur Erkenntniß seiner Politik auf seine Persönlichkeit. Materiell ist damit also nichts gesagt, aber e i n g e s t a n d e n und hervorgehoben, daß eben nur aus einer solchen Kenntniß der ganzen Persönlichkeit heraus hier ein rechtes Urtheil gewonnen werden kann.

### III. Das Herannahen der Entscheidung.

Ende August 1851 trat Bismarck in die diplomatische Laufbahn ein, von König Friedrich Wilhelm IV. zum Gesandten am Frankfurter Bundestag ernannt (15. Juli). „Er hielt mich,“ sagte Bismarck später, „für ein Ei, aus dem er einen Minister ausbrüten wollte.“

Nicht als principieller Gegner Oesterreichs ist er, wie wir sahen, nach Frankfurt gekommen, vielmehr überzeugt von der Nothwendigkeit eines festen Zusammenhaltens von Preußen und Oesterreich, aber fest entschlossen, die Gleichberechtigung Preußens Oesterreich gegenüber zu behaupten oder — zu erkämpfen.

Schon nach einigen Jahren Erfahrung, während des Krimkrieges, meinte er: der König habe für die Sünden Oesterreichs so viel Nachsicht als ich mir vom Herrn des Himmels für die meinigen wünsche (8. Dec. 1854), und etwa ein Jahr vorher hat er das wichtige Wort niedergeschrieben: „Die Winkelzüge Oesterreichs werden uns nicht hindern, die Gelegenheiten, die uns Gott geben sollte, zu benutzen, um für unsere zukünftige Stellung zu Oesterreich unzweideutige Vereinbarungen zu gewinnen, auf deren Basis wir demmaleinst ehrliche Bundesgenossen . . . sein können (23. Febr. 1854).

Diese Worte enthalten das Programm der Bismarckschen Politik Oesterreich gegenüber.

„Demmaleinst ehrliche Bundesgenossen.“

Das ist sein Ziel. Ehe solche Beziehungen gewonnen seien, scheint ihm ein ernstliches Bündniß mit Oesterreich unmöglich.

„Die Seele eines preußisch-oesterreichischen Bündnisses,“ schreibt er zwei Jahre später, „würde auch in der größten gemeinsamen Gefahr das Gegentheil von alledem sein, was ein Bündniß fest macht. Gegenseitiges politisches Mißtrauen, militärische und politische Eifersucht . . . das Alles würde zwischen uns jetzt stärker, lähmender sein, als in irgend einem schlecht assortirten Bündnisse der Vergangenheit“ . . . auch durch einen Personenwechsel „würde die traditionelle Politik Oesterreichs und seine Eifersucht gegen uns nicht beseitigt sein, und ich könnte dem alten Fuchse im neuen Pelze eben so wenig trauen, wie bisher im räudigen Sommerhaar. Nach der wiener Politik ist einmal Deutschland zu eng für uns beide; — so lange ein ehrliches Arrangement über den Einfluß eines jeden in Deutschland nicht getroffen und ausgeführt ist, pflügen wir beide denselben streitigen Acker, und so lange bleibt Oesterreich der einzige Staat, an den wir nachhaltig verlieren, von dem wir nur nachhaltig gewinnen können. . . Der deutsche Dualismus hat seit 1000 Jahren in jedem Jahrhundert

gelegentlich durch einen gründlichen inneren Krieg seine gegenseitigen Beziehungen regulirt, und auch in diesem Jahrhundert wird kein anderes, als dieses Mittel die Uhr der Entwicklung auf ihre richtige Stunde stellen können. Ich beabsichtige mit diesem Raisonnement keineswegs zu dem Schluß zu gelangen, daß wir jetzt unsere Politik darauf richten sollen, die Entscheidung zwischen uns und Oesterreich unter möglichst günstigen Umständen herbeizuführen. Ich will nur meine Ueberzeugung aussprechen, daß wir in nicht zu langer Zeit für unsere Existenz gegen Oesterreich werden sechten müssen, und daß es nicht in unserer Macht liegt, dem vorzubeugen, weil der Gang der Dinge in Deutschland keinen anderen Ausweg hat.“ Er fügt hinzu: daß das allerdings mehr Frage des Glaubens, als des Beweises bleibe<sup>1</sup>.

Was den Bund anlangt, so war Bismarck nicht nur von der inneren Morsfahheit desselben durchdrungen, sondern auch überzeugt, daß die Mittelstaaten bei ernstlicher Gefahr ihrerseits den Bund aufgeben, sich nicht allzu schwer in eine neue rheinbündische Abhängigkeit von Frankreich hineinfinden und bei einem Kriege die deutschen Großmächte nach Belieben sitzen lassen würden<sup>2</sup> — ja noch mehr: aus den 8 Jahren seiner „frankfurter Amtsführung“ hat er „als Ergebnis seiner Erfahrungen die Ueberzeugung mitgenommen, daß die dermaligen Bundeseinrichtungen für Preußen eine drückende, in kritischen Zeiten eine lebensgefährliche Fessel bilden“<sup>3</sup>. Bei der Durchführung der eigensten Aufgabe Preußens, bei dem „der Krone Preußen von Gott übertragenen Schutz Preußens gegen Unrecht, von außen oder innen kommend“, ist er durchaus nicht geneigt, „die Präntensionen der kleinstaatlichen Souverainetäten zu respectiren“, und am 12. Mai 1859 — bereits als Gesandter in Petersburg — schreibt er die bekannten Worte: „Ich sehe in unserem Bundesverhältniß ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später ferro et igni (mit Feuer und Schwert) werden heilen müssen, wenn wir nicht bei Zeiten in günstiger Jahreszeit eine Cur dagegen vornehmen.“ Eben damals, 1859, schien ihm die Zeit zu einer solchen Cur da zu sein.

Oesterreich war im italienischen Kriege begriffen, und Bismarck, in der klaren Ueberzeugung, daß eine Umgestaltung und Aenderung der deutschen Verhältnisse unumgänglich sei, scheute vor der Folgerung nicht zurück, daß diese Nothlage Oesterreichs und die bei der Stellung der anderen Mächte

<sup>1</sup> 26. April 1856. Ein lehrreicher Brief, in dem Bismarck die in Europa damals möglichen und zu erwartenden Allianzen bespricht.

<sup>2</sup> 26. April 1856. Vgl. auch den Brief vom 1. Juli 1859 u. 18. Sept. 1861.

<sup>3</sup> Brief vom 12. Mai 1859.

günstige politische Situation von Preußen benutzt werden müsse, um zu der notwendigen Revision der gegenwärtigen Beziehungen dem Bunde und Oesterreich gegenüber zu gelangen, weil eine solche Gelegenheit vielleicht nicht so bald wiederkehre. Bismarck war damals von seinem petersburger Gesandtschaftsposten auf längere Zeit nach Berlin gekommen und wohnte im Hotel Royal. Hier besuchte ihn Herr v. Urruh, ein hervorragender Parlamentarier von der Oppositionspartei. Bismarck lag, an einem kranken Bein leidend, auf dem Bett, ließ ihn aber bitten, einzutreten; er hatte die „Neue preussische Zeitung“ in der Hand und warf dieselbe mit dem Bemerkn auf das Bett: das Blatt habe keinen Funken preussischen Patriotismus, es dringe auf die Unterstützung Oesterreichs gegen Frankreich und Italien durch Preußen. „Oesterreich in diesem Kriege beistehen, wäre ein politischer Selbstmord Preußens — er sei von seiner Sympathie für Oesterreich vollständig zurückgekommen. Oesterreich sinne nur darauf und warte auf eine gute Gelegenheit, Preußen zu ruiniren. . . . Viel dringender als die von Frankreich drohende Gefahr sei die, gegen Oesterreich zu unterliegen. Wenn es uns nicht gelänge, Oesterreich aus dem eigentlichen Deutschland zu entfernen und hier Oesterreich die Oberhand behielte, so würden unsere Könige wieder Kurfürsten, Vasallen Oesterreichs. Müsse es unser Ziel sein, dasselbe aus Deutschland auszuschließen, so könne es uns nur zu gut kommen, wenn Oesterreich zunächst durch Frankreich geschwächt werde<sup>1</sup>.“

Anfangs fand er die preussische Politik in Bezug auf den italienischen Krieg, wie er seiner Gemahlin schreibt, correct, dann aber sah er mit Besorgniß, daß sie „mehr und mehr in das österreichische Kielwasser hineingleite“, und er fürchtete, daß Preußen Oesterreich die Last von der Schulter nehmen und sich selbst in einen Krieg mit Frankreich stürzen werde, den es auch im Falle des Sieges, durch Oesterreich gehindert, nicht werde ausnützen können. „Wie Gott will! es ist hier Alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wassermogon und das Meer bleibt.“ (2. Juli 1859.) Seine Ansichten in Beschlüsse umzuwandeln war Bismarck damals noch nicht in der Lage; noch war er nicht in leitender Stellung. Zu einer Revision der gegenseitigen Beziehungen ist es damals nicht gekommen.

Einige Jahre später, auf der Durchreise durch Deutschland vom petersburger auf den pariser Gesandtschaftsposten, äußert Bismarck zu Graf Berns-

<sup>1</sup> v. Urruh, „Erinnerungen aus meinem Leben“. „Deutsche Revue“, Octoberheft 1881. S. 11 ff. Der Verfasser bemerkt, daß die Mittheilung dieses Gespräches nicht den Anspruch der wörtlichen Wiedergabe mache, daß er aber für dessen Richtigkeit dem Sinne nach einstehe.

vorff hinsichtlich eines damals vorliegenden Conflictes zwischen Preußen und Hessen, der zur Besetzung Hessens und zum Conflict mit Oesterreich und dem Bundestag hätte führen können: „Daß der Kurfürst einen königlichen Brief auf den Tisch geworfen hat, ist ein wenig geschickter casus belli — wollen Sie aber Krieg, so machen Sie mich zu ihrem Unterstaatssecretär, dann mache ich mich anheischig, Ihnen binnen vier Wochen einen deutschen Bürgerkrieg bester Qualität fertig zu liefern.“ — Bald darauf ist Bismarck für kurze Zeit Gesandter in Paris. — Hier konnte man wohl den Eindruck gewinnen, wie wir aus den Memoiren des Grafen Scherr-Thosz erfahren, daß Bismarck in kleineren Circeln unverhohlen seiner Oesterreich feindlichen Gesinnung Ausdruck gab. — Aus anderen Quellen glaubte der Graf zu wissen, daß Bismarck, der, wie er selbst schreibt, schon so gut wie eingefangen gewesen für das Ministerium, doch abgelehnt habe, weil der König ihm nicht „freie Hand gegen Oesterreich“ habe gewähren wollen<sup>1</sup>. Als dann bald darauf Bismarck wirklich zum Ministerpräsidenten und Minister des Auswärtigen ernannt ist und zu einem Abschiedsbesuche nach Paris zurückkehrt, schreibt ihm der ungarische Graf, der Feind des alten Oesterreich: „Wenn es wahr sei, daß er Oesterreich mit Krieg überziehen wolle, . . . dann könne er auf die redliche und nützliche Mitwirkung Ungarns rechnen“, für diesen Fall stelle er sich ihm zur Verfügung. Zwei Tage darauf, am 2. Nov. 1862, 5 Uhr früh, wird er zu 8 Uhr Morgens zu Bismarck bestellt, so früh, damit diese Zusammenkunft den Spähern des österreichischen Gesandten nicht bekannt werde. „Ihre Voraussetzungen sind richtig,“ sagte ihm Bismarck. „Ich habe mir zum Ziele gesetzt, die Schmach von Olmütz zu rächen, dieses Oesterreich niederzuwerfen, welches uns auf das Unwürdigste behandelt, uns zu seinem Vasallen erniedrigen möchte. — Ich will Preußen aufrichten, ihm die Stellung in Deutschland schaffen, die ihm als rein deutschem Staate gebührt“ u. — Am folgenden Tage reiste er nach Berlin zurück, um des Amtes, das ihm anvertraut war, zu walten.

In einem Augenblicke hatte er es angetreten und die Leitung und Regierung übernommen, da der preußische Thron umtost war von der zornigen Erregung der Unterthanen, da es galt, seinem Könige zu helfen: im Widerspruch gegen das Abgeordnetenhaus die neue Heeresverfassung durchzuführen — Herbst 1862.

„Ich komme nicht zu Dir,“ hatte er seiner Gemahlin während der Reise auf den pariser Botschafterposten geschrieben, „weil ich erst in Paris

<sup>1</sup> Scherr-Thosz sagt: Wir wissen, und meint, wie ich vermuthen möchte, die ungarischen Emigranten. „Deutsche Rundschau“ Bd. 28, S. 64.

Besitz ergreifen will, vielleicht entdecken sie einen anderen Ministerpräsidenten, wenn ich ihnen erst aus den Augen bin. Ich gehe auch nicht nach Schönhausen, alles in Sorge, daß man mich noch wieder festhält" (23. Mai 1862). Es ist mehr ein Fluchtversuch, den ich mache, als ein neuer Wohnsitz, in den ich ziehe. „Ich bin zu Allem bereit, was Gott schickt.“ „Wenn meine Gegner wüßten,“ schrieb er ihr einige Tage später, „welche Wohlthat sie mir persönlich durch ihren Sieg erweisen würden, und wie aufrichtig ich ihn ihnen wünschte! . . . Du kannst nicht mehr Abneigung gegen die Wilhelmsstraße haben“ (dort lag seine künftige Amtswohnung), „als ich selbst, und wenn ich nicht überzeugt bin, daß es sein muß, so gehe ich nicht. Den König unter Krankheitsvorwänden im Stich lassen, halte ich für Feigheit und Untreue. . . . Soll es sein, dann voran! wie unsere Kutscher sagten, wenn sie die Leine nahmen“ (1. Juni).

Es ist immer ein erfreulicher Anblick, wenn man Jemanden in freudiger und vollendeter Sicherheit eine schwierige Aufgabe vollbringen sieht, — sei es auch einen Seiltänzer; wie anders noch, wo es sich um die große Werdegabe eines großen Volkes handelt, durchgeführt von einem Manne, dem die patriotische Hingabe an den Staat, die Treue gegen König und Vaterland die große Leidenschaft ist, die sein Leben adelt und die sein Leben verzehrt *«patriae inserviendo consumor»*.

Mit Hängen und Würgen geht er daran, seine welthistorische Laufbahn zu beginnen. „Ich kann nicht anders!“ — Sich von der Welle tragen lassen!

Nun aber mochten sich seine Gegner hüten: *Take care of that man, he means what he says*<sup>1</sup>, so sagte einer von denen, die seine Größe am frühesten erkannten.

In einer großen Denkschrift vom März 1858, die wohl als sein politisches Testament an seine Nachfolger am Bundestag bezeichnet worden ist<sup>2</sup>, hatte er ausgesprochen: Preußen solle sich „mit Oesterreich in ein klares und sicheres Verhältniß“ setzen, „indem es dem Wiener Cabinet zu verstehen gebe, daß der Beistand Preußens bei eintretenden Gefahren der eines lauen und selbst bedenklichen Bundesgenossen sein werde, wenn Oesterreich sich in seiner deutschen Politik nicht mäßige und mit Preußen verständige“. Nur durch solche Sprache und dem entsprechendes Verhalten dürften sich ehrliche und haltbare Beziehungen zu Oesterreich und nach Umständen ein sicheres Bündniß mit demselben gewinnen lassen.

Jetzt konnte er selbst dieses Testament ausführen — und unmittelbar nach der Uebernahme seiner neuen Stellung macht er sich ans Werk. Schon

<sup>1</sup> Disraeli (Lord Beaconsfield). Bemerkung Whitmans in: Das kaiserliche Deutschland.

<sup>2</sup> Bujich: Unser Reichskanzler I, 342.



wenige Tage nach seinem Eintritt ins Ministerium sprach er in einer Sitzung der Budgetcommission jenes berühmte Wort: daß die großen Fragen der Zeit — er meint hier insbesondere die deutsche Frage — nicht durch Parlamentsbeschlüsse gelöst würden, sondern durch Blut und Eisen.

Soll es sein, dann voran! Das galt zunächst für die innere Politik, aber bald auch für das Verhältniß zu Oesterreich. — „Als ich Minister wurde,“ sagte er 17 Jahre später (21. Febr. 1879) in Bezug auf unsere Frage im deutschen Reichstage, habe ich eine . . . politische Aufgabe gehabt . . . „über die ich mir beim Eintritt in den Ministerialdienst völlig klar war: die Auseinandersetzung mit Oesterreich um die Hegemonie in Deutschland. . .“

Anfang December hatte er mit dem österreichischen Gesandten, Grafen Karolyi, die bekannte Unterredung, in welcher er zum ersten Mal mit der großartigen Offenheit seine Pläne darlegte, durch die er wiederholt die Diplomatie verblüfft und die Welt in Erstaunen gesetzt hat — da „man die Schäden in den Beziehungen zwischen den beiden deutschen Großmächten nur durch rückhaltlose Offenheit zu heilen versuchen könne“. In dem gelassenen Tone, sagt Sybel von dieser Unterredung, in welchem ein Geschichtsschreiber die Ereignisse alter Zeiten berichtet, erzählte hier Bismarck dem Grafen die Geschichte der deutschen Zukunft. „Unsere Beziehungen zu Oesterreich,“ sagte er, „müssen entweder besser oder schlechter werden“ — die erste Alternative sei sein aufrichtiger Wunsch. Es sei aber ein bedenklicher Irrthum, wenn Oesterreich meine, in einem für Oesterreich gefährlichen Kriege werde Preußen unter allen Umständen Oesterreichs Bundesgenosse sein; sollten sich alte intimere Verhältnisse nicht wieder anknüpfen lassen, so sei unter ähnlichen Verhältnissen wie 1859 im italienischen Kriege ein Bündniß Preußens mit einem Gegner Oesterreichs so wenig ausgeschlossen als im anderen Falle eine treue und feste Verbindung der beiden Großmächte gegen gemeinschaftliche Feinde. Oesterreich könne ja seinen Schwerpunkt nach Osten verlegen<sup>1</sup>. Oesterreich habe also die Wahl zwischen Fortsetzung seiner preußenfeindlichen Politik in Deutschland und ehrlicher Verbindung.

Ehrliche Allianz oder Krieg, so wie ihr in Gefahr seid!

Nur wenige Monate später, und es bot sich die Gelegenheit, den Krieg gegen Oesterreich mit mächtigster Bundesgenossenschaft aufzunehmen. Es war die Zeit des polnischen Aufstandes 1863, während dessen Bismarck trotz aller Anfeindung, die er dafür zu dulden hatte, fest mit Rußland zusammenhielt, wodurch er das gute Verhältniß zwischen Preußen und Rußland für die folgenden Jahre befestigte. Die russische Armee war in Folge

<sup>1</sup> Nur in dem österreichischen, nicht in dem preußischen officiellen Bericht stehen diese Worte, sie sind aber wohl nicht dementirt; Sybel nimmt sie als gesprochen an. Siehe Biedermann a. a. O. II, 357, Anm.

der Einmischung Englands, Oesterreichs und Frankreichs gerüstet, und „heftig drängte,“ sagt Sybel, „der Strom der nationalen Begeisterung in Rußland darauf, das feste Dreireden der Mächte mit dem Schwert in der Faust zu bestrafen“. Da legte Kaiser Alexander II. in einem eigenhändigen Schreiben dem Könige Wilhelm den Antrag zu gemeinsamer Kriegserklärung gegen Frankreich und Oesterreich vor. In Oesterreich war keine Spur von Rüstung vorhanden, es konnte rasch niedergeworfen werden; aber freilich dann — dann wäre die Hauptlast des französischen Krieges auf Preußen gefallen, und dieses hätte schließlich einen Frieden annehmen müssen, wie es Rußland und Frankreich thaten. „Rußland würde,“ wie Bismarck sagte, „beim Friedensschluß am längeren Hebelarm sitzen.“

König Wilhelm war sofort für die Erhaltung des Friedens entschieden. Nach einem von Bismarck eigenhändig entworfenen Concept, welches die Gründe der Ablehnung mit voller Offenheit aussprach, schrieb er die Antwort. „Auf preußischer Seite hat damals, außer dem Könige und Bismarck, kein Mensch von dem Vorgange etwas erfahren.“ Es sei hier erwähnt, was Delbrück in dem oben citirten Artikel über diese Sache äußert: „Je sicherer Bismarck die Nothwendigkeit des österreichischen Krieges vor Augen sah, desto großartiger muß uns die Abweisung dieser wahrlich nicht wenig verführerischen Versuchung erscheinen. . . Ein Bund mit Rußland war an sich dem König etwas Sympathisches, wie viel mehr als später der italienische! und eine treffliche Handhabe ihn fortzureißen, wo er etwa Bedenken hatte. Wäre Bismarck damals noch der bloße Boruffe gewesen, der aus Preußen ein Groß-Preußen machen wollte: das russische Anerbieten hätte ihm gewaltig in die Augen stechen müssen. Aber er war bereits mehr. Jene (innere) Umwandlung, die das Specificische seiner Größe ausmacht, das Herausbrechen des Staatsmannes einer werdenden großen Nation war längst vorbereitet, und in verschwiegene Briefen waren jene Aussprüche niedergelegt: von dem Moment, wo das Wort „deutsch“ statt preußisch auf unsere Fahnen geschrieben werden sollte (12. Mai 1859), und: „Wenn ich einem Teufel verschrieben bin, so ist's ein teutonischer.“<sup>2</sup> Es mag in König Wilhelm, meint Sybel, doch eine Stimmung eigener Art wachgerufen haben, als er, wenige Wochen nachdem er das russische Bündniß gegen Oesterreich abgelehnt, bei einer Zusammenkunft mit Kaiser Franz Joseph durch eine ohne Ver-

<sup>1</sup> Sybel II, 519.

<sup>2</sup> Vollständig heißt die Stelle: „Uebrigens sind meine politischen Liebhabereien im Frühjahr bei Hof und Ministern so genau gesiebt worden, daß man klar weiß, was daran ist, und wie ich gerade im nationalen Aufschwung Abwehr und Kraft zu finden glaubte. Wenn ich einem Teufel verschrieben bin, so ist es ein teutonischer und kein gallischer“ (16. Juni 1860).

einbarung mit Preußen, ohne Vorwissen Preußens vorbereitete Einladung zu einem Congreß deutscher Fürsten in Frankfurt am Main überrascht wurde, mit dem man Preußen gleichsam überrumpeln wollte, um hier Deutschland in österreichischem Sinne umzugestalten. Bei der Entschiedenheit Bismarcks in dieser Sache lehnte König Wilhelm die Einladung ab, und durch seine Weigerung, an diesem Congreß Theil zu nehmen, mußte die Versammlung resultatlos bleiben. — Die Spannung zwischen den Großmächten wuchs. Der Versuch Oesterreichs, Preußen durch eine solche Action unvermuthet auf das österreichische Geleise hinüberzuziehen, war gescheitert, und die Erinnerung daran trat bald zurück unter dem Lärm der Waffen.

Oesterreich und Preußen, die beiden seit 1848 gespannt einander gegenüberstehenden Gegner, ziehen Schulter an Schulter zu gemeinsamem Kampf in den Krieg gegen Dänemark aus. Es war der politischen Meister- schaft des gewaltigen preußischen, jetzt schon deutschen Staatsmannes gelungen, Oesterreich, das mißgünstige, soeben noch bei dem Fürstentage Preußen bei Seite schiebende Oesterreich, von den Mittelstaaten zu trennen und zur Allianz mit Preußen, zu einem gemeinsamen Vorgehen mit Preußen zu bewegen. Jetzt — jetzt hatte Bismarck „Oesterreich auf das preußische Geleise“, in die preußische Gefolgschaft hinübergezogen; es mußte Preußen helfen Deutschland zu beschirmen und sich damit an die Spitze Deutschlands zu schwingen, oder es mußte, nachdem einmal diese Bahn betreten war, seinerseits sich Preußen gerade dort, wo dieses deutsch nationale Ziele verfolgte, entgegenwerfen, um Preußen zu hindern die Frucht gebrachter Opfer zu pflücken. Damit war vielleicht die einzig denkbare Situation geschaffen, in der König Wilhelm dazu gebracht werden konnte, den Krieg zu beginnen, und in der Erreichung dieser Möglichkeit, wie darin, daß Oesterreich jetzt leicht in die Lage kommen konnte, entweder Preußen die Führung Deutschlands überlassen zu müssen, oder sich als einen Gegner nicht nur Preußens, sondern auch Deutschlands zu offenbaren, lag der ungeheure Erfolg dieses Schachzuges. — Viele Jahre später sagte Bismarck von dem, was ihm damals gelungen: „Das ist die diplomatische Action, auf die ich am meisten stolz bin. Gleich nach dem Tode des Königs von Dänemark dachte ich an die Eroberung Schleswig-Holsteins. Aber es war schwer zu vollziehen. Alles war gegen mich: Oesterreich, die Kleinstaaten, die Damen unseres Hofes, die Liberalen, die Engländer. Napoleon widersetzte sich nicht; er dachte uns dadurch zu verbinden. Selbst der König wollte lange nichts davon hören. Wir hielten damals einen Staatsrath, bei welchem ich die längste Rede losließ, die ich je gehalten habe, und meinen Zuhörern Dinge vortrug, die ihnen überspannt und unmöglich erschienen sein müssen. Nach ihren erstaunten Mienen zu schließen, vermutheten sie wirklich, daß ich beim

Frühstück zu viel Wein getrunken hätte!." — Mit dem vollen Bewußtsein, daß diese Allianz den Keim der Zwietracht in sich berge, hatte Bismarck sie geschlossen. Er verbürge sich dafür, soll<sup>1</sup> er damals im Ministerrath geäußert haben, aus dieser Action die Mittel zu entnehmen, Oesterreich aus Deutschland hinauszubringen. — Man erschrickt über solche Absicht bei einer Allianz und söhnt sich erst damit etwas aus in dem Gedanken, daß ein Verdrängen Oesterreichs bedeutete: es dazu zu bringen, sei es in Freundschaft, sei es in Krieg, das Nothwendige endlich zuzugesuchen und die Basis anzuerkennen, auf der die Gegner ehrliche Bundesgenossen werden könnten.

Eine Zeit lang gab Bismarck die Hoffnung noch nicht auf, daß die österreichische Regierung durch die gemeinsame Kriegführung, die Machtstellung, welche die Allianz den Verbündeten in Europa gab, und die Vortheile einer gemeinsamen „activen Politik“, wie er sich ausdrückt, vielleicht doch noch im Frieden bewogen werden könne, eine solche — neue Basis zu acceptiren und sich zu überzeugen, daß dieses Bündniß mit Preußen ihm schließlich mehr werth sei, als die Aufrechterhaltung seiner Ansprüche und seiner bisherigen Stellung in Deutschland. Freilich sah er das — wie schon früher gesagt — als einen wahrscheinlich vergeblichen Versuch an; und der Versuch mißglückte. Bei seinen alten Anschauungen beharrend, im Gefühl, von Preußen ausgenutzt zu werden, konnte Oesterreich sich in der Allianz nicht wohl fühlen und begann in ihr zu schwanken, und leider hat die preußische Regierung — so entschieden man in Berlin von Oesterreich Allianztreue verlangte und so empört man im Verlaufe des aus dieser Allianz hervordachsenden schweren Conflictes über das unzuverlässige und schwankende Benehmen Oesterreichs war — sich auch ihrerseits, schon gleich im Anfang der gemeinsamen Action, nicht von Schritten frei-

<sup>1</sup> Wilhelm Müller: Fürst Bismarck, S. 88. Eine andere Aeußerung Bismarcks darüber bei Buch: unser Reichkanzler I, 400. Ueber die Bedeutung der Action s. Syb. III, 159 ff. aber auch Reehbergs Aussage III, 399. S. auch Duden, Zeitalter des Kaisers Wilhelm I. 492. Ueber Oesterreichs Ziele s. Syb. III, 161 ff., 174, 197 ff., 351 f., 375, 399. Wiedermann a. a. O. II, 387.

<sup>2</sup> Ich hebe dieses soll nachdrücklich hervor. In einem Artikel Constantin Höpflers in der Zeitung „Post“ vom 25. April 1890 heißt es: „Alle Theilnehmer jener großen Ereignisse erinnern sich einer Tradition, welche sich schon zu Anfang 1864 verbreitete. Danach habe Bismarck auf den Einwand seiner Collegen, man werde durch die gemeinsame Action mit Oesterreich gegen Dänemark dessen Mitherrschaft in Deutschland befestigen, die man doch beseitigen möchte, erklärt: er verbürge sich, daß er aus dieser Action die Mittel entnehmen werde u. s. w. Also eine Tradition! ein Wort anders — etwa statt: entnehmen werde — entnehmen könne, und der Sinn wird schon ein viel weniger bedenklicher und milderer; so habe ich im Text die Aeußerung etwas abgegeschwächt.“

gehalten, die zwar in Wien nicht bekannt wurden, die aber gerade für diejenigen, die Preußens große Sache rein erhalten sehen möchten, höchst unbehaglich sein mußten und sich mit einer intimen Bundesgenossenschaft schlecht vertrugen<sup>1</sup> und in Wien hätten erbittern müssen.

Die in Deutschland heiß ersehnte Befreiung Schleswig-Holsteins von Dänemark aber, die wurde durch die gemeinsame Action der beiden deutschen Großmächte erreicht. So klug die Sache eingeleitet, so kühn und verwegen wurde sie Dänemark gegenüber geführt, indem Bismarck Alles auf die Karte dänischer Hartnäckigkeit setzte<sup>2</sup>, ohne die sein Spiel verloren war; er wußte doch auch hier, daß nicht er das Rad der Weltgeschichte leite und daß er von der Welle getragen ward.

„Sie sehen,“ schrieb er genau vier Monate später, in den Tagen einer wichtigen Entscheidung über Schleswig-Holsteins Zukunft und damit über den Erfolg seiner Politik, „wie ich nach Menschenwitz die Sache auffasse; im Uebrigen steigert sich bei mir das Gefühl des Dankes für Gottes bisherigen Beistand zu dem Vertrauen, daß der Herr auch unsere Irrthümer zu unserem Besten zu wenden weiß; das erfahre ich täglich zu heilsamer Demüthigung.“ (16. Mai 1864.)

Als dann der Kampf gegen Dänemark zum Streit um das gemeinsam errungene Schleswig-Holstein und weiter zum Streit um die Neugestaltung Deutschlands führt, da ist es ein hartes Ringen; oft eine schwere Zeit im Leben des bestgehaßten Mannes in Deutschland, in der er dennoch, den Blick hinausgerichtet in die Zukunft und im Glauben an sie, „festgewurzelt in der Ueberzeugung von der inneren Güte und dem nationalen Werth seiner Sache“, wohl das prophetisch siegesfreudige Wort hinausgerufen hat, daß er dereinst der populärste Mann in ganz Deutschland sein werde. Mitunter ist er aber auch furchtbar in seiner siegesgewissen Schonungslosigkeit gegen den Feind. — In kühl geschäftlicher Weise behandelt er die Allianz mit Oesterreich als ein Mittel für seine Zwecke: Er halte das österreichische Bündniß nicht für ausgenutzt, schreibt er dem Gesandten in Paris und glaube, daß Preußen, indem es in Wien die Regierung zwischen der Hoffnung auf Beistand und der Furcht vor dem Uebertritt auf Seite der Gegner Oesterreichs erhalte, bessere Geschäfte mache, als wenn es Oesterreich ohne Noth zwingt, sich auf einen unwiderruflichen Bruch einzurichten. — Preußen hat die Hand auf dem gemeinsam eroberten Schleswig-Holstein und ist

<sup>1</sup> Ich meine hier die mit Frankreich während der Londoner Conferenz gepflogenen Verhandlungen, Sybel III, 294 ff. und S. 301—315, und den Befehl Bismarcks über Gewährenlassen der augustenburger Agitation (Syb. III, 312). Näheres in Artikel IV des Separatabdruckes.

<sup>2</sup> Siehe Diederemann im oben citirten Werke: II, 388, 401 f. u. Anm.

entschlossen, was es dort braucht, sich nicht entreißen zu lassen. — „In dieser Schleswig-Holsteinschen Sache,“ klagt man in Oesterreich, „wollt ihr auch nie das Geringste nachgeben.“ Man hat bei dem Verhalten Bismarcks mitunter etwas von dem Gefühl, als ob man sähe, wie die Rage mit ihrem Opfer spielt. *Beati possidentes!* seht zu, wie ihr zu eurem Rechte kommt! Erfreut euch doch der Vortheile des gemeinsamen Besitzes, den wir vorläufig geordnet haben, von dem wir aber beide überzeugt sind, daß er euch schließlich aus den Herzogthümern hinauswirft. Von jenem Versöhnenden, das in der Anerkennung des vom Gegner zu bringenden Opfers liegt — keine Spur.

In den glatten Formen diplomatischen Verkehrs, dazwischen mit dem halb spöttischen Lächeln des flotten Scherzes, führt Bismarck wohl die Unterhaltung mit dem österreichischen Gesandten, führt er die tief verletzenden Liebe des Kämpfers auf dem Schlachtfelde<sup>1</sup>.

Die Politik ist Krieg — nur mit anderen Waffen, Kampf auf Leben und Tod, und muß als solcher geführt werden. So ist Bismarck der Gewaltige! Hart, rücksichtslos, jeden Vortheil erspähend, jeden mit eisernem Griff haltend, unbarmherzig den widerstrebenden Feind niederringend — bis er ihn am Boden hat; hinter den feinen Formen — höflich gegen den Feind, bis an die Stufen des Schaffots — lauert wohl die Wildheit überwältigender Naturkraft. Da ist er der „Königstiger“, nicht die zahme „Hauskatze“ — da erinnert er an den altgermanischen Riesen, der dem Gegner in die Wunden greift und sie auseinanderreißt, aber — so wie er ihn am Boden hat, den Feind, sofort: maßvoll, großmüthig, schonend, wie bei der Verhandlung vor Sedan, wie auf dem Schlachtfelde von Königgrätz<sup>2</sup>. Gemildert wurde das Verlegende, das in diesem Verhalten liegt, dadurch, daß der Minister, wie sein König, von der tiefen, durch die Geschichte gerechtfertigten Ueberzeugung getragen sind: sie seien es ihrem Staate und Deutschland schuldig, vorwärts zu gehen und die bestehenden Schäden zu heilen, auch — durch Blut und Eisen.

Und endlich nahte die Entscheidung. Ein Glück für Deutschland, wenn sie kurz und wenn sie vollständig war.

Es war — wie Sybel sagt — „die entscheidende Epoche in Bismarcks mächtigem Lebensgang“.

Wie war er selbst ein anderer geworden im Laufe der Jahre! Vierzehn Jahre früher, da hatte er von Frankfurt am Main aus seiner Gemahlin geschrieben: „Vorgestern war ich zu Mittag in Wiesbaden . . und habe mit

<sup>1</sup> Ich habe hier die Unterredung mit Karolvi im Auge, *Syb.* IV, 57 ff.

<sup>2</sup> Ob das inneren Feinden ebenso gilt? — Siehe darüber die Bemerkungen *Whitmans*: Das kaiserliche Deutschland. Deutsch von Alexander S. 46 u. 47 und S. 107 ff.

einem Gemisch von Wehmuth und altfluger Weisheit die Stätten früherer Thorheit angesehen. Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem klaren und starken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner ein- und zwanzigjähriger Jugend nutzlos verbrauchte und schale Reigen zurückließ. . . . Wie hat meine Weltanschauung doch in den 14 Jahren seitdem so viele Wandlungen durchgemacht, von denen ich immer gerade die gegenwärtige für die rechte Gestaltung hielt, und wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verspottete! Wie manches Laub mag noch an unserem inneren Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und werthlos welken, bis wieder 14 Jahre vorüber sind, bis 1865, wenn wir's erleben." (3. Juli 1851.)

Und gerade 14 Jahre später ist es — in der Zeit der reisenden großen Entscheidung, da schreibt er am zweiten Weihnachtstage 1865 jenen Herz und Vertrauen gewinnenden, bekannten, herrlichen Brief an André Roman; es mag ihn Jeder selbst nachlesen: „Als Staatsmann bin ich nicht einmal hinreichend rücksichtslos, meinem Gefühl nach eher feig, und das, weil es nicht leicht ist, in den Fragen, die an mich treten, immer die Klarheit zu gewinnen, auf deren Boden das Gottvertrauen wächst. Wer mich einen gewissenlosen Politiker schilt, thut mir Unrecht; er soll sein Gewissen auf diesem Kampfplatze erst selbst einmal versuchen.“ . . . „Wenn ich mein Leben an eine Sache setze, fährt er in anderem Zusammenhange fort, so thue ich es in demjenigen Glauben, den ich mir in langem und schwerem Kampfe, aber in ehrlichem und demüthigem Gebet vor Gott gestärkt habe und den mir Menschenwort, auch das eines Freundes im Herrn und eines Dieners seiner Kirche nicht umstößt.“

Eben jetzt brannte ihm der Boden unter den Füßen. Genau einen Monat nach diesem Briefe hatte er die peremptorische Frage an Oesterreich gerichtet, ob es auf seine bisherige Politik in Schleswig-Holstein, die aggressive Begünstigung der augustenburger Demonstrationen, oder auf die preussische Freundschaft verzichten wolle. Die Antwort war eine entschiedene Zurückweisung. „Der Depeschenwechsel über die bisherige Streitfrage war damit zu Ende und ebenso die österreichisch-preussische Allianz.“ Der Versuch, durch eine Allianz mit Oesterreich die deutsche Frage zu lösen, war gescheitert, d. h. er war — wie Bismarck später dem italienischen General Govone sagte — genau so ausgefallen, wie er es vorausgesehen. — Einige Wochen nach dem Empfang der erwähnten österreichischen Antwort — und es waren wohl heiße Wochen, am 28. Febr. 1866, war großer königlicher Ministerrath in Berlin. „Wir wollen,“ sagte König Wilhelm, der die Verhandlung mit einem kurzen Vortrag einleitete, keinen Krieg provociren, aber wir müssen auf unserem Wege vorwärts gehen, ohne vor einem Krieg zu schaudern. —

Jetzt erklärte Bismarck: der Krieg mit Oesterreich werde jedenfalls erfolgen müssen; es sei klüger, in der jetzigen vortheilhaften Lage ihn zu unternehmen, als es Oesterreich zu überlassen, sich die günstige Stunde auszusuchen. . . . „Der Bruch ist vorhanden.“ Die Minister stimmten alle, wenn auch nicht mit gleicher Entschiedenheit, bei.

Moltke erhielt das Wort: Die unerläßliche Bedingung für einen voraussichtlich sicheren Erfolg sei: daß Italien — mit dem man schon in Unterhandlung stand — ja das sehnsüchtig auf Preußens Vorgehen wartete, wirklich losschlage. Zuletzt stimmte der Kronprinz, — er beharrte bei seiner schon früher ausgesprochenen Ansicht: der Krieg sei ein Bruderkrieg und die Einmischung des Auslandes in denselben gewiß.

Der König entschied auch jetzt noch, daß zunächst nur diplomatische Einleitungen zu treffen seien. Seine Schlußworte waren — Moltke hat sie aufgezeichnet: Er wünsche den Frieden, sei aber, wenn es so sein müsse, zum Kriege entschlossen, welchen er, nachdem er Gott gebeten, ihm den rechten Weg zu zeigen, für einen gerechten halte<sup>1</sup>.

Also: Bündniß mit Italien gegen Oesterreich! Ich halte es für richtig, wenn Biedermaun davon sagt: Vor seinem eigenen Gewissen — als Preuße und als Deutscher — mochte sich Bismarck hierin wohl für gerechtfertigt halten, war doch Oesterreich eine . . . in seiner ganzen Politik durch außerdeutsche Interessen geleitete Macht<sup>2</sup>. — Er hatte es ja den Oesterreichern vor vier Jahren ganz ausdrücklich angekündigt: so werde er handeln!

Was der Entschluß zum Kriege bedeutete, versteht man nur recht, wenn man erwägt, welches Wagniß Preußen damit unternahm und wie gefährlich die Lage war, trotzdem daß Bismarck noch die Gunst der Situation glaubte hervorheben zu dürfen.

Wohl gelang es der energischen Staatskunst Bismarcks einen festen Vertrag mit Italien abzuschließen, der dieses nicht nur zwang, mit Preußen loszuschlagen, sondern auch bei Preußen auszuhalten, und doch die Entscheidung über Krieg und Frieden, die König Wilhelm nicht aus den Händen geben wollte, in dessen Händen ließ. Aber Napoleon, obgleich er zunächst Neutralität zugesagt, ja an Preußen mit Bündnißanerbietungen herantrat, stand lauend und zum Kriege treibend an der Grenze. Bei der Ueberzeugung in Frankreich, „daß die Einigung Deutschlands ein Vergehen gegen Europa sei und daß Frankreich sie hindern müsse,“ eine Ueberzeugung, die Thiers, unter dem Beifallsturm aller Parteien, in der Kammer eben jetzt am 3. Mai aussprach, wollte Frankreich, und durfte Napoleon, unsicher auf seinem Thron, die Einigung Deutschlands ohne Concessionen

<sup>1</sup> Sgh. IV, 280 ff.

<sup>2</sup> a. a. D. II, 420.



an Frankreich nicht zulassen; und es ist ja bekannt, wie die französische Regierung mitten im Kriege mit Gebietsforderungen hervortrat. Nur Bismarcks augenblickliche Entschlossenheit, den Doppelkrieg aufzunehmen oder mit Oesterreich auf jede Bedingung Frieden abzuschließen und dann mit ihm vereinigt gegen Frankreich zu marschiren, sein entschiedenes Wort: daß das der Krieg sei, hat den Forderer zurückgeschreckt. Immer zweideutig, war Napoleon jetzt hinterlistiger denn je, und während er eine preußenfreundliche Miene annahm und Preußen vorwärts trieb, schloß er mit Oesterreich einen Geheimvertrag, der ihn in den Stand setzte, Venetien, den Preis des Kampfes für Italien, den Italienern ohne Kampf anzubieten, um Italien von Preußen loszureißen. Die Entscheidung schwebte mehrmals an einem dünnen Faden; nur die ehrenwerthe Vertragstreue und der Nationalstolz der italienischen Regierung, vereitelte dieses Spiel. Aber wie, wenn es gelang! — Leicht hätte Preußen hier allein — ohne Italien — Oesterreich, Deutschland und Frankreich gegenüberstehen können und sich dann das Gesetz der Uebermacht gefallen lassen müssen. Es konnte auch jetzt, wie in dem großen Krieg der 7 Jahre, ein Kampf mit einer Uebermacht auf Leben und Tod sein. Siegte Preußen auch, so mußte es immer noch gefaßt sein, daß ihm die anderen Mächte in den Arm zu fallen und die Frucht des Sieges zu entreißen suchten, der in Frankreich verbreiteten und auch sonst gehegten Anschauung folgend, daß Deutschland nicht das Recht habe, seine Verfassung selbständig zu ändern. Der Ansatz dazu ist auch gemacht worden, und nicht nur das Eingreifen Frankreichs, sondern auch ein Eingreifen Rußlands und Englands hat während des Krieges die preußischen Erfolge zu schmälern gedroht. — Wenn Bismarck trotz alledem den Entschluß zum Kriege nicht als Waghalsigkeit und die preußische Politik nicht für ein verwegenes gewagtes Spiel<sup>1</sup> ansah, die endgiltige Entscheidung stand nicht bei ihm, sondern bei seinem Könige. „Nach seinen Jugenderinnerungen“ — so zeichnet Sybel des Königs Stellung zur Kriegsfrage — „war er von Herzen zu einer warmen Freundschaft mit dem österreichischen Herrscherhause geneigt. . . nur forderte er dabei volle Gegenseitigkeit, die Gleichberechtigung Preußens und Oesterreichs.“ . . . „Einen Krieg gegen Deutsche nur im Falle rechtloser Angriffe auf Preußen — ich muß hier einschalten: oder dessen, was er so ansah — und nicht offensiv zur Neugestaltung des Bundes zu beginnen, dieser Beschluß stand in seiner Seele fest.“ — „Wenn nöthig, war er zum Kriege gegen Oesterreich so fest wie irgend ein Mensch entschlossen, aber es war für ihn ein eben so schwerer wie schmerzlicher Entschluß. Er sagte sich mit sicherer Deutlichkeit, daß er an einem Wendepunkte der preußischen Geschichte stehe und im Begriff sei, von

<sup>1</sup> 6. April 1867 dem Abgeordneten Duncker gegenüber, Horst Kohl: Bismarck-Regesten.

dem bisherigen, vielfach eingeengten, aber festen Boden hinweg einer hoffentlich glorreichen, einstweilen aber unsicheren und gefährvollen Zukunft entgegenzuschreiten. Vor Allem aber hatte er in seinem tiefen Pflichtgefühl das Bewußtsein der unermesslichen Verantwortlichkeit, welche mit der Macht der Entscheidung auf sein königliches Haupt gelegt war.“ . . . „Unererschütterlich war sein Entschluß, lieber durch Verzögerung des Bruches es auf etwas schwerere Opfer zu wagen, als vor Erschöpfung des letzten friedebringenden Mittels zum Schwerte zu greifen“<sup>1</sup>. Nun aber stieß er in der Beurtheilung der Unausweichlichkeit der Entscheidung mit seinem Minister auf einander.

In diesem Zusammenhange, bei dem Bericht über die Verhältnisse vor dem großen Ministerrath, stehen die Worte bei Sybel „zwischen dem Könige und seinem ersten Rathgeber gab es oft harte Auseinandersetzungen und schwere Stunden“, Sybel deutet hier auch auf die sonstigen Einflüsse hin, welche in dem königlichen Palast nach der einen oder anderen Richtung thätig waren, weist es aber ab, darauf einzugehen. „Der Bruch ist vorhanden,“ hatte Bismarck im Ministerrath erklärt; er rang mit seinem Könige um die Entscheidung, die jetzt aufzunehmen und herbeizuführen er hier für geboten hielt. Wo er es für geeignet und die Miene des Vertrauens gegen den Angeredeten und des Hasses gegen Oesterreich für angebracht hielt, sprach er sich in unumwundenster und schroffster Weise über seine Absichten, ja selbst über seinen Kampf mit dem Könige aus: Bismarck suche, berichtet am 3. April Benedetti, der französische Botschafter in Berlin, durch sein Verhalten in den inneren Angelegenheiten größere Kraft zu gewinnen, um „mit oder ohne die freiwillige Zustimmung seiner Majestät den Erfolg seiner äußeren Politik zu sichern“. „Gestern sagte er mir:“ schreibt er, „Es ist mir gelungen, einen König von Preußen dazu zu bringen, die intimen Beziehungen seines Hauses zum österreichischen Kaiserhause zu brechen, einen Allianzvertrag mit dem revolutionären Italien zu schließen<sup>2</sup>, sich auf eventuelle Arrangements mit dem kaiserlichen Frankreich einzulassen und in Frankfurt den Antrag auf Umgestaltung des Bundes unter Hinzuziehung einer Nationalversammlung zu stellen. Ich bin stolz auf einen solchen Erfolg; ich weiß nicht, ob es mir vergönnt sein wird, die Früchte davon zu pflücken; aber, wenn der König mich preisgibt, so werde ich doch den Boden vorbereitet haben, indem ich einen Abgrund zwischen Oesterreich und Preußen grabe, und die liberale Partei wird, wenn sie zur Macht gelangt, die Aufgabe vollenden, die ich mir gestellt hatte.“<sup>3</sup> Bismarck mag hier absichtlich die Farben stark aufgetragen haben

<sup>1</sup> Sybel II, 285 f. und IV, 275.

<sup>2</sup> Der förmliche Abschluß erfolgte erst eine Woche später.

<sup>3</sup> Benedetti: *Ma mission en Prusse* S. 95. S. auch S. 120.

— es ist doch nicht nur ein Schein, den er erweckte, es ist auch ein Zeugniß von dem, was er wollte. Es war die zuversichtliche, fast möchte man sagen triumphirende Ankündigung dessen, was unmittelbar bevorstand.

Unterdessen begannen von beiden Seiten die Rüstungen, Oesterreich ging voran, Preußen folgte langsam Schritt vor Schritt. Schon war es bitterer Ernst. Auch Italien hatte gerüstet, denn schon war gleich nach dem Beginne der Rüstungen das in Aussicht genommene Bündniß zwischen Preußen und Italien geschlossen worden, am 8. April. Gleich am Tage darauf, am 9. April, ward endlich der Vorhang aufgezo-gen und durch den Antrag Preußens auf Bundesreform und Berufung eines aus allgemeinen und directen Wahlen hervorgehenden deutschen Parlamentes jener Schritt gethan, der mit einem Schlage an Stelle der kleinen schleswig-holsteinschen Frage die große Frage um den Neubau Deutschlands treten ließ. Es war wieder ein großer Zug in Bismarcks Politik, daß er um diese, nicht um jene die Entscheidung eintreten ließ. Deutlich sollte es zu Tage treten, daß um Deutschlands Zukunft die eisernen Würfel fielen. Dem ersten Schritte folgte nach zwei Monaten der Rüstung, als Oesterreich seinen Streit mit Preußen vor den Bund gebracht hatte, am 10. Juni der zweite, in dem Antrage: die Neuordnung Deutschlands unter Ausschluß Oesterreichs zu vollziehen.

Bundesreform und ein deutsches Parlament! Erstaunen, ja „allgemeine Verblüffung“, besorgtes Mißtrauen war die erste Wirkung dieses Schrittes in Deutschland wie in Europa. „Wie? dieser Heros der Reaction, der Führer der extremsten Junkerpartei von 1848, der Vernichter und Unterdrücker des preußischen Landtags, er sollte die aufrichtige Absicht haben, dieses Ideal der liberalen Hoffnungen zu erfüllen! Man konnte sich nicht entschließen, den Antrag ernst zu nehmen, kein Mensch wollte es glauben“ — er erschien als ein „Danaergeschenk“, als elende Popularitätshascherei, als ein „Schelmenantrag“. „Ein tobender Ruf der Verwerfung erhob sich in allen deutschen Gauen.“ Besorgt erwog man an den deutschen Höfen, welche verderblichen Pläne hinter demselben lauern möchten. Einige hielten ihn für gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung gegen Oesterreich, in England und Rußland nahm man an dem allgemeinen Stimmrecht des Antrags schweren Anstoß, und wenn auch Kaiser Napoleon gerade durch diese Seite desselben erfreut war, so wurde er doch von allen Seiten bestürmt, dem ehrgeizigen, Frankreich gefährdenden Treiben Preußens entgegenzutreten<sup>1</sup>. „Dem Manne aber,“ sagt Sybel, „auf dessen Haupt sich alle diese Schmähungen und Drohungen häuften, war es, als wäre nichts geschehen. Seine Feinde jubelten über das Fiasco, welches sein Reformantrag gemacht hatte; er blieb

<sup>1</sup> Nach Syb. IV, 323 ff., bes. 327.

unerschütterte in dem Entschlusse, entweder zu Grunde zu gehen, oder sein Vaterland zu neuer Größe emporzuführen.“

Außer des Königs Ueberzeugung und den Einflüssen des Hofes waren gegen Bismarck ein großer Theil seiner alten Parteigenossen, die Volksvertretung des eigenen Landes, die öffentliche Meinung von beinahe ganz Deutschland. Leider hatte Bismarck, sei es, weil er es verschmähte<sup>1</sup>, sei es, daß er es nicht konnte, erst spät durch den Antrag einer Bundesreform dem Kriege den Charakter eines Kampfes um die höchsten Güter der Nation gegeben, zu spät, um das Vertrauen der Nation zu gewinnen und das Mißtrauen gegen ihn und seine ganze Politik zu überwinden, und so wurde der Krieg nicht als schmerzliche Nothwendigkeit angesehen und empfunden, sondern erschien den Meisten als bloßer Cabinetskrieg, angefaßt durch den Ehrgeiz einer einzelnen Dynastie oder eines einzelnen Staates, ja eines einzelnen Mannes. Das Abgeordnetenhaus verweigerte der Regierung die Mittel zur Kriegführung (so lange der Verfassungsconflict noch nicht beendet sei); in Preußen und außerhalb Preußens im übrigen Deutschland wurde laut gegen den Bruderkrieg protestirt, gegen den Bruch des Landfriedens, „dessen Schuld wie ein Fluch auf das Haupt seiner Urheber zurückfallen werde“. Mit Recht ist bei der Charakteristik dieser Verhältnisse gesagt worden<sup>2</sup>: „kaum weniger als Alles war gegen Bismarck . . . er stand mit seinen Plänen und Rathschlägen fast allein, auf ihm lastete die ganze Verantwortlichkeit eines ungeheuren Krieges, in den er Preußen und Deutschland hineinzog; es läßt sich denken, wie erregt und bewegt Bismarcks Gemüth damals war.“ Wohl mochten, wie es bei starken leidenschaftlich-trogigen Naturen wohl zu sein pflegt, alle die Kämpfe, die er zu bestehen, die Angriffe, die er zu erfahren hatte, ihn reizen, mit um so ingrimmigerem Eifer, ihnen zum Trotz, dem einmal ins Auge gefaßten, klar erkannten Ziele zuzustreben. So mögen sie sich denn an mir ärgern! Aber wie sehr mußte er dann wieder dessen

<sup>1</sup> Schon 1859 in der oben erwähnten Unterredung mit Herrn von Unruh sagte Bismarck: Preußen sei vollständig isolirt. Es gäbe nur einen Allirten für Preußen, wenn es denselben zu erwerben und zu behandeln verstünde. „Ich fragte begierig,“ erzählt v. Unruh, „welchen Allirten Bismarck meine? Er antwortete: das deutsche Volk! — Ich mag wohl ein etwas verblüfftes Gesicht gemacht haben. Bismarck lachte; darauf sagte ich ihm, daß ich über den Ausspruch selbst nicht verwundert sei, sondern darüber, denselben aus seinem Munde zu hören. „Nun, was denken Sie denn,“ erwiderte Bismarck, „ich bin noch derselbe Junker, wie vor 10 Jahren, als wir in der Kammer uns kennen lernten, aber ich mußte kein Auge und keinen Verstand im Kopfe haben, wenn ich die wirkliche Lage der Verhältnisse nicht klar erkennen könnte.““ (Deutsche Revue, Octoberheft 1881, S. 12.)

<sup>2</sup> Von Biedermann a. a. O. II, 44 f., dem ich hier auch in den vorausgehenden Seiten gefolgt bin.

bedürfen, von Herzen sprechen zu können, was er in dem oben erwähnten Briefe geschrieben: „ich hoffe, daß Gottes Gnade auch mir in den Gefahren und Zweifeln meines Berufes den Stab demüthigen Glaubens nicht nehmen werde, an dem ich meinen Weg zu finden suche.“ Er suchte diesen Weg und er hat ihn gefunden! „Es beweist sowohl seine staatsmännische, wie seine menschliche Größe“<sup>1</sup>, daß er ihn ging.

In der Darstellung Hefekiels, für die ich im Einzelnen nicht die Verantwortung übernehmen will, die aber, da dem Verfasser viele Materialien von Seiten der Bismarckschen Familie zugestellt worden sind und er also Beziehungen zu ihr gehabt haben muß — hier in manchen Zügen mehr enthalten könnte, als seine bloßen Vermuthungen, heißt es: „Der Frühling 1866 war wohl der schwerste im Leben Bismarcks . . . seine Stellung wurde bald offen bestürmt, bald heimlich untergraben, er fühlte mehr als ein Mal den Boden unter sich wanken, er kam nicht vorwärts, und dazu war er körperlich leidend; die rheumatischen Schmerzen nahmen in beängstigender Weise zu. Da kam wohl der Zweifel zuweilen auch über die starke Seele Bismarcks, in das unverzagte Herz fiel der gespenstige Strahl des Mißtrauens; der Mann, der für seinen König und sein Vaterland mit den Intriguen der Diplomaten, mit dem Abfall alter Freunde, mit der Verfehrtheit, dem Kleinmuth, der Gemeinheit Anderer übermenschlich zu ringen hatte, der geräth nun auch mehr und mehr in einen furchtbaren Kampf mit sich selbst.“

Unerwartet war in der Zeit zwischen dem Antrage auf Bundesreform vom April und dem vom Juni, in den ersten Tagen des Mai, von Seiten eines Privatmannes (Herrn v. Gablenz) die Anregung zu einem Ausgleich ausgegangen, der ein volles Resultat unmöglich machte, doch Aussichten auf einen friedlichen Ausgleich eröffnete. Unter diesen Verhältnissen ging Bismarck darauf ein. Er sagte später davon: Unter den damaligen Umständen wünschte ich den Krieg zu vermeiden oder den Beweis in die Hand zu bekommen, daß er unvermeidlich sei<sup>2</sup>. Während schon in starrender Waffenrüstung die Gegner sich gegenüberstanden, ging am 7. Mai noch einmal eine versöhnliche Depesche nach Wien ab<sup>3</sup>. An eben diesem 7. Mai, um 5 Uhr Nachmittags, als Bismarck, der eben vom Könige kam, bei dem er Vortrag gehabt, die Linden entlang ging, erfolgte jenes bekannte Attentat auf ihn, bei dem aus unmittelbarer Nähe 5 Revolverschüsse auf ihn abgefeuert wurden, 2 während er den Verbrecher am Handgelenk hielt; 5 Schüsse, von denen

<sup>1</sup> Frese, Lehrbuch der Geschichte. 2. Auflage, S. 167.

<sup>2</sup> Näheres in der Separat Ausgabe Anhang.

<sup>3</sup> Es wäre psychologisch interessant, ob am Vormittag oder am Nachmittag nach dem Attentat.

3 ihn trafen, einer so auf die Rippe, daß er sich dem Tode nahe glaubte. Fünf Schüsse — und doch gerettet und unverletzt!

Das war ein bewegter Nachmittag im Hause Bismarcks, als gleich darauf der König, die Prinzen, Moltke, Roon und andere bei ihm erschienen und vor Allen sein König, dem Bismarck allein, ohne Zeugen entgegenseite, sein König, für den, sei es auf dem Straßenpflaster, sei es auf dem Schaffot oder auf dem Schlachtfelde zu sterben, er allezeit bereit war.

Der Attentäter hatte Bismarck erschießen wollen, um in ihm die Kriegursache zu entfernen und den Frieden zu sichern.

Wer in der Seele des starken Mannes hätte lesen können bei dieser wunderbaren Errettung!

„Von dem Tage an“ — sagt Hesekeel — „war alles Schwanen in Bismarck vorüber, er hatte wieder das volle starke Bewußtsein seiner historischen Mission, er wußte, daß er die Schildwache war, die Gott auf einen Posten gestellt, von dem er allein ihn wieder ablösen konnte.“ Beim Könige wird der Eindruck derselbe gewesen sein.

„Ich glaube an den Sieg,“ schrieb Bismarck acht Tage darauf (14. Mai) dem Marquis Wielopolski, der ihn zu seiner Rettung beglückwünschte, „ohne zu wissen, ob ich ihn sehen werde, aber manchmal überfällt mich eine Er schöpfung.“

Drei Wochen später, am 4. Juni, befand sich der französische Botschafter Benedetti bei Bismarck; da erhielt dieser eine Depesche aus Paris, daß Oesterreich den letzten Vermittlungsversuch, einen von Napoleon vorgeschlagenen Congress, abgelehnt habe. Nachdem er sie gelesen — Benedetti berichtete es sogleich nach Paris — rief Bismarck aus: «Vive le roi!»<sup>1</sup>

Als der König vier Tage darauf den Grafen Barral, den italienischen Gesandten, empfing, schien er demselben entschlossen, den Krieg nicht mehr lange zu verschieben. „In seiner Stimme lag ein gewisser schmerzlicher Ton, der erkennen ließ, daß das der Entschluß eines Mannes sei, der sich in seine Lage ergeben hat, weil er nicht anders zu können glaubt.“ „Das Leben und der Sieg“ — sagte er — „liegt in den Händen dessen, der droben ist!“ — Am eben diesem Tage legte der König in einem ausführlichen Schreiben dem Erzbischof Paulus von Köln, der ihn vom „Bruderkrieg“ abgemahnt hatte, die Gründe dar, die ihn zum Kriege zwingen! „Ich habe

<sup>1</sup> Zubeind soll er hinzugefügt haben: „Das ist der Krieg!“ Duden: Das Zeitalter Kaiser Wilhelms (I, S. 520) nach Rothan: la politique française. Die Nachricht müßte also wohl auf Benedetti zurückfallen, wenn sie richtig ist; sein Brief vom 4. Juni enthält aber nur die Worte: Vive le roi! So wird der Zusatz zweifelhaft. — Horst Kohl führt in seinen ausgezeichneten Bismarck-Regesten den Zusatz gleichfalls nicht an.

mit meinem Gott im Gebet gerungen, um seinen Willen zu erkennen und nur so habe ich, Schritt vor Schritt Preußens Ehre im Auge haltend, nach meinem Gewissen gehandelt.“

Von der That Yorks zu Tauroggen hat Sybel in seiner Darstellung der Freiheitskriege einmal das schöne Wort gesprochen: Eine Fügung Gottes, daß ein Mann wie dieser gerade an dieser Stelle stand, als ewiges Denkzeichen, daß für den sittlichen Menschen damals keine Wahl blieb. — Wir dürfen dieses Wort wohl auch hier anwenden: Es war eine gnädige Fügung für Deutschland, daß an dieser Stelle gerade der loyale und gewissenhafte König Wilhelm stand, dem der Entschluß zum Kriege so unendlich schwer wurde.

Dritter Juli 1866 — früher Morgen. In der Nähe von Königgrätz steht fast eine halbe Million Soldaten zum Kampfe einander gegenüber.

In der nächsten Stunden Schooße  
Ruhet das Schicksal einer Welt,  
Und es rollen schon die Loose  
Und der ehr'ne Würfel — fällt.

Nach neunstündigem heißem Ringen kämpfen die tapferen Oesterreicher nicht mehr um den Sieg, nur um Rettung und um Rückzug. „Der Anblick des Schlachtfeldes bekundet unverkennbar die Niederlage der österreichischen Armee.“ König Wilhelm durchreitet die weite Wahlstatt, überall von seinen Soldaten mit begeistertem Hurrah begrüßt, neben ihm sehen wir Bismarck und Moltke. „Ew. Majestät,“ sagt Moltke zum Könige, „haben nicht bloß die Schlacht, sondern den Feldzug gewonnen.“ Da ergreift Bismarck das Wort: „Die Streitfrage ist also entschieden; jetzt gilt es, die alte Freundschaft mit Oesterreich wiederzugewinnen.“

„Wenn wir nicht übertrieben in unseren Ansprüchen sind und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so werden wir auch einen Frieden erlangen, welcher der Mühe werth ist,“ schrieb er wenige Tage danach an seine Gemahlin. „Aber wir sind eben so schnell berauscht wie verzagt, und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in der Welt leben, sondern mit noch drei Nachbarn“ (9. Juli 1866).

Mitten im größten Erfolge unberauscht — besonnen das Erreichbare erwägend, dem überwundenen Gegner die Hand entgegenstreckend; es kann Einem wohl das Herz bewegen!

Mit dem Frieden, der Oesterreich aus Deutschland auszuschneiden zwang, waren, wie Bismarck es vor zwölf Jahren von einem „D e r m a l e i n s t“ gehofft, zwischen Oesterreich und Preußen unzweideutige Beziehungen gewonnen, auf deren Basis sie e h r l i c h e B u n d e s g e n o s s e n werden

konnten — und die Allianz vom Sept. 1879 hat das neue, auf natürliche Grundlagen gestellte Verhältniß besiegelt<sup>1</sup>. Zwischen der Schlacht von Königgrätz aber und der Allianz von 1879 liegt der große 18. Januar 1871, die Aufrichtung des neuen deutschen Reiches im Spiegelsaal Ludwigs XIV. zu Versailles — die Erfüllung des deutschen Einheitsstraumes!

Im Rückblick auf dieses große Werk mochte Fürst Bismarck es wohl später aussprechen, daß er in gewissem Sinne sagen könne: die Arbeit seines Lebens sei gethan<sup>2</sup>.

Was war ihm noch Alles zu thun beschieden! Wie tief hatte er das Zeugniß dessen, „daß auch er einmal dagewesen“, seinem Volke eingegraben, sein Werk — ja er selbst, war demselben ein Stück seines Lebens geworden.

„Es kann die Spur von seinen Erdentagen  
Nicht in Aeonen untergeh'n!“

Es war etwa zwei Menschenalter vor jenem 18. Januar 1871, da schrieb die Königin Louise, die Mutter Kaiser Wilhelms: „Wenn gleich die Nachwelt meinen Namen nicht unter den berühmten Frauen nennen wird, so wird sie doch sagen: sie harrete aus im Dulden; möchte sie dann zugleich sagen, sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und sie endlich errungen haben.“ Wie war dieses Wort in Erfüllung gegangen, über Bitten und Verstehen! Jetzt stand ihr Sohn Wilhelm, den die Mutter in seiner Jugend mit den drei Worten: „einfach, bieder, verständig“ charakterisirt, als Kaiser des geeinigten Deutschland da, „an Ehren und an Siegen reich“; als der greise Patriarch unter den Fürsten Europas, geehrt um seiner Erfolge und seiner Stellung willen, so daß wohl die Empfindung wach geworden ist, durch ihn sei die Monarchie mit einem neuen Lichtschimmer umwoben und in der Achtung der Völker gestiegen; nicht nur geehrt, sondern bewährt in seiner Treue bis zu jenem Augenblicke, da sein großer Kanzler zum letzten Male seine Unterschrift erbat und des sterbenden Greises zitternde Hand nicht ruhte, bis sie das letzte „Wilhelm“ bis zum letzten Striche vollendet, bis zu jenem ergreifenden Worte: „Ich habe keine Zeit müde zu sein!“

Und dann wurde er hinausgetragen.

<sup>1</sup> Es mögen hier einige von den Worten stehen, die Bismarck jüngst in Kissingen bei dem Empfang der ihn besuchenden schwäbischen Gäste gesprochen: „Ich rechne unser heute bestehendes Bündniß mit Oesterreich zu denjenigen Reichsinstitutionen, an denen uns Allen liegt und die wir Alle zu pflegen entschlossen sind. . . Ich rechne darauf, daß wir mit diesem Reiche alle Treue halten werden in jeder Noth und Gefahr, die es bedrohen könnten.“

<sup>2</sup> Ich erinnere mich eine solche Aeußerung gelesen zu haben, vermag die Quelle aber nicht nachzuweisen.



Dort ruht er, in dem stillen Mausoleum des stillen Charlottenburger Parkes, wohl einer der weisevollsten Stätten, die in der geräuschvollen deutschen Reichshauptstadt der Fuß zu betreten vermag, neben dem Vater, neben der geliebten Mutter, an deren Sarg er in den großen Stunden seines Lebens so manches Mal getreten, deren Wünsche und Hoffnungen er mit denen seines Volkes zugleich erfüllt hat.

In wie viel Herzen ist sein Bild eingegraben, in wie vielen Gestalten ist es über die Erde verbreitet, das männliche Bild früherer Jahre, das tief durchfurchte Antlitz des greisen Kaisers, dessen sinnendes Auge uns mahnend die schlichte Summe seines großen Lebens ausspricht:

Getreu zu sein!

G. Rathlef.





## Herzog Wilhelms Exil und Ende<sup>1</sup>.

Dieser mein gnediger Herr . . . ist mir ein gahr guter Herr gewesen, auch nachdem ich von ihm wehrhaftigt gemacht und den Krieg nachgezogen, obzwar sonst etwas cholerisch und jach, aberst constant und ferme.

Joachim Bohle zu Bohlandorf Erbges.

**E**s ist kein sehr erhebendes Bild, das die deutschen Höfe im Zeitalter vor Ausbruch des Krieges, der in dreißigjährigem Wüthen Deutschland zur Wüste machte, darbieten. Die besseren unter den Fürsten des zu Ende gehenden sechzehnten und anbrechenden siebzehnten Jahrhunderts lebten ein engherziges Stillleben; ohne Unternehmungslust und höheren politischen Sinn, spießbürgerlich und pedantisch saßen sie in ihren kleinen Residenzen oder auf ihren Schlössern, in vielfachen Reibereien mit ihren getreuen Landständen, gewaltige Minnrode und noch mächtigere Becher, einige unter ihnen wohl auch

<sup>1</sup> Die nachfolgende Darstellung von „Herzog Wilhelms Exil und Ende“ stützt sich auf archivalische Quellen, die der Verfasser aus dem stockholmer Reichsarchiv durch die Freundlichkeit des Herrn Archivdirectors C. F. Odhner erhielt, ferner auf Angaben in den Polonicis des äußeren Archivs des Stadtarchivs zu Riga und auf einige Notizen aus dem herzoglichen und ritterschaftlichen Archiv in Mitau, die zum Theil bereits in dem Werk „Aus Kurlands herzoglicher Zeit“ verwerthet worden sind. Sehr wichtige Aufschlüsse — freilich neben vielem Falschen — bot der werthvolle, wohl auf stettiner und Familienarchivalien basirende Aufsatz des Freiherrn Julius v. Bohlen zu Bohlandorf auf Rügen „Fragmente zur Geschichte des Herzogs Wilhelm von Curland“ in den Mittheilungen VIII, 1857. Auch Mittheilung IV, 1849 und Monumenta Livoniae Antiquae II, 180 ff., wie endlich die handschriftliche Geschichte der kurländischen Herzöge von Weigand S. 154—158 wurden benützt. Auf einzelne Notizen soll nicht weiter verwiesen werden. Herrn Archivrath von Bülow-Stettin sei für seine lebenswürdigen Auskünfte auch an dieser Stelle warmer Dank gesagt, ebenso Herrn L. Arbujow in Mitau.

„gutherzige Tyrannen, gewissenhaft in Nebendingen, in nüchternen Stunden ernsthaft um das Wohl ihrer Unterthanen bemüht“<sup>1</sup>. Neben diesem gab es aber auch andere, die in ungeberdigem Treiben ihren fürstlichen Beruf völlig entadeltten, Herren, unmäßig in jeglichem Genuß, unstät und zerfahren, unpraktisch und tyrannischer Gelüste voll, wie jener Heinrich XI. Herzog von Kegnitz, der lieberliche Piaste, von dessen abenteuerlichen Fahrten und Bettelreisen uns der schlesische Junker Hans von Schweinichen eingehende und drastische Kunde aufbewahrt hat. — Der deutsche Fürst, von dessen tragischem Geschick die folgenden Blätter erzählen sollen, stand, trägt nicht Alles, an Gaben und Charakter höher als viele seiner Genossen, und wenn er auch in vielen Stücken ein echtes Kind seiner Zeit war, ja wenn er gerade, weil er den Anschauungen derselben seinen vollen Tribut zollte, schwere Schuld auf sich lud, so erscheint er doch stets als ganzer Mann. Als ein seines Werthes wohlbewußter Fürst voll Thatkraft und Energie ist ihm nichts fremder als charakterloses Schwanken, und „cholisch und jach“, wie einer seiner Vertrauten ihn nennt, ist er selbst vor blutiger That nicht zurückgewichen, als ihm die Libertät seiner Stände das hohe Gut seiner Würde zu schmälern Miene machte. Sein Leben hindurch blieb Offenheit der Grundzug seines Wesens, den Gegnern war er ein rücksichtsloser Feind, seinen Freunden aber ein freigebiger „constanter und ferner“ Freund, und noch im Exil blieb er bei seinem Spruche:

„Zum lieben oder hassen ist jeder Mensch geschaffen,

Da gibt es keine Whall, der teuffell ist neutrall.“

Den Freuden des Lebens war Herzog Wilhelm nicht abgeneigt, als Jäger und bei heiterer Tafel stand er seinen Mann, selbst in Briefen zeichnet er bisweilen einen Pokal mit dem Vermerk, er thue dem Getreuen guten Bescheid; auch irdischen Mammon zu sammeln war seine Art nicht, wenigstens nicht in jungen Jahren, aber trotzdem war er weder ein Verschwender, noch sah er im Genuß seinen Beruf, in dem er aufzugehen habe. Den Kämpfen gegenüber, die Polen und Schweden ausfochten, bildete er keinen müßigen Zuschauer, anders als manche seiner zeitgenössischen Vetter war er auch auf dem Schlachtfelde zu Hause und verstand sein gutes Schwert kräftig zu schwingen, wie er denn auch seinem Sohne Jakob, als jener 1633 gegen den Muskowiter zog, nichts Besseres zu wünschen mußte, als ein tapfer und männlich Herz, Sieg und Victorien. In der Bildung seines Jahrhunderts war er wohl bewandert: er hatte in Rostock die hohe Schule besucht, hier sogar die Würde eines Rector magnificentissimus bekleidet und dann auf langjähriger Peregrination fremde Länder, Sitten

<sup>1</sup> Gustav Freitag. Bilder aus der deutschen Vergangenheit, II, 2, S 278 ff.

und Anschauungen kennen gelernt. Als ein Kettler war er strenger Protestant und in Luthers Lehre, in der Bibel, fand er Erbauung und Trost in den schweren Stunden, da ihn selbstverschuldetes, herbes Geschick in die Verbannung stieß, das Buch der Bücher gab dem frommen Fürsten aber auch die demüthige Erkenntniß seiner jähzornigen That und die Einsicht, daß das Exil eine gerechte Sühne sei, so daß er wohl mit Moses meinte, er müsse in diesem Lande (der Fremde) sterben und werde nicht über den Jordan gehen.

Nicht über seine Jugend oder seine Regierung, noch über die Katastrophe, die über ihn hereinbrach, als er die beiden Molde, die Häupter der auffässigen Landschaft, niederstoßen ließ, wollen wir berichten, sondern von den Jahren, die Herzog Wilhelm, fern von der geliebten Heimath, als Flüchtling und Verbannter in Deutschland verlebte hat.

\* \* \*

## I.

Seitdem der aufgebrachte kurländische Adel für seine Klagen gegen seinen Herzog in Warschau williges Gehör gefunden und König Sigismund Wasa von Polen kein Hehl daraus machte, daß er Wilhelm für den Tod der Molde mit dem Verlust seines Fürstenthums zu strafen beabsichtige, war für den Herzog, wollte er sich in seinem Besitz behaupten, die Fürsprache der Fürsten des Auslandes, vor Allem der Anschluß an Polens natürlichen Feind, Gustav Adolf von Schweden, der einzige Weg, der Rettung versprach. Wir wissen heute, daß der Schwedenkönig, der den Wirren in Kurland die genaueste Beachtung schenkte, bereits 1616 durch den mit ihm in verrätherische Verbindung getretenen polnischen Gouverneur von Livland, Wolmar Farenzbach, eine zügellose, ehrgeizige Landsknechtsnatur, mit Wilhelm in Unterhandlungen getreten ist: gegen Auslieferung der Seeporten Windau und Libau, wie der festen Schlösser Mitau und Bauske, d. h. der militärischen Stützpunkte des Ländchens, während des polnisch-schwedischen Krieges versprach König Gustav ihm Schutz in seiner herzoglichen Stellung oder aber reiche Entschädigung in Estland und Schweden. Der Fürst nahm diese Eröffnungen, die sein Bruder Friedrich, dem sie auch gemacht wurden, wohl gleich von der Hand gewiesen hat, freundlich auf, ohne jedoch ein bindendes Versprechen zu geben, was verständlich erscheint, wenn man im Auge behält, daß einmal die Zahl seiner Gegner in Kurland selbst keine sehr große war — betrug sie doch nach den Angaben des von Gustav Adolf ins Land geschickten geheimen Agenten Jost Clodt von Jürgensburg kaum 20 Edelleute — andererseits durch seinen Bruder und dessen energische

Gemahlin Elisabeth Magdalene in Warschau alle Hebel angelegt wurden, um mit Hilfe befreundeter Magnaten, besonders der Radziwiłł, den Conflict doch noch gütlich beizulegen, und alle diese Bemühungen bei offenem Uebergang zum Reichsfeinde illusorisch werden mußten. Doch diese Hoffnungen erwiesen sich nur zu bald als eitel: als ein letzter Versuch, die ins Land gekommenen Commissarien in persönlicher Unterredung umzustimmen, Wilhelm mißglückt war, als der polnische Reichstag ihm sein Lehn aberkannte, entschloß er sich, das Land zu verlassen und bei den befreundeten Höfen Norddeutschlands Intervention und Verwendung zu erbitten. Schweden gegenüber schlug er ein eigenthümliches Verfahren ein. Erkannte er einerseits, daß eine Versöhnung mit Polen unmöglich sei, sobald er sich Gustav Adolf in die Arme geworfen habe, so mußte er andererseits auch darauf bedacht sein, diesen letzten Rückhalt nicht durch allzu langes Zögern zu verschmerzen. So verfiel er auf einen Ausweg, der ihm nach beiden Seiten hin freie Hand ließ: am 1. April 1617 ernannte er Wolmar Farensbach für die Zeit seiner Abwesenheit zum Statthalter von Kurland, jenen Mann also, von dessen Beziehungen zu Schweden er gute Kunde hatte. Die genaue Instruction, die er für ihn entwarf, trug Farensbach unter Anderem auf, Goldingen zu besetzen und Alles, „was zur haushaltung, defension und munition uff alle fälle nötig“, nicht zu sparen. Woher er das Geld dazu nehmen sollte, sagte der Herzog freilich nicht, aber vieldeutig fügte er hinzu: „es wirt die Zeit und gelegenheit lehren, wie man und woher man solches an die handt schaffen soll und muß“. Er ahnte gewiß, daß Farensbach das Herzogthum den Schweden in die Hände zu spielen fest entschlossen war — geschah es und fand er in Warschau keinen Pardon, so konnte er Schweden gegenüber sich das Verdienst der Uebergabe zuschreiben, gelang aber wider Erwarten in zwölfter Stunde ein Ausgleich mit König Sigismund, so war er in Warschau völlig geschützt durch die Erklärung, daß er dem Verrath Farensbachs gänzlich fern stehe. Selbst seinem Statthalter gegenüber äußerte er sich über den Anschluß an Gustav Adolf rückhaltend und verließ Ende April, vielleicht am 20. des Monats, Windau und ging nach Deutschland unter Segel. Kaum war er fort, so besetzte Wolmar Windau und Goldingen, enthob die Commandanten ihrer Stellungen und traf alle Anstalten, schwedische Besatzungen aufzunehmen, die bereits aus Schweden unterwegs waren. Auch er hätte gern die Absicht seines diesmal so verschwiegenen Herrn erfahren, von dem er nur das Eine wußte, daß er unzweifelhaft bald wiederzukehren beabsichtigte, da er seine Habe in Goldingen in festem Gewölbe zurückgelassen hatte. Am 7. Mai schrieb Farensbach daher an Wilhelm und bat ihn in eindringlichster Weise, nicht länger zu säumen, König Gustav dränge zum Abschluß, der Fürst, „dero landt und leutte die brautt ist, darumb man

tantzett“, möge sich ihm entdecken. Dieses Schreiben kreuzte sich bereits mit einem des in Deutschland angelangten Herzogs, der aus Dobberan bei Rostock am 15. Jarensbach in Kenntniß setzte, daß er gegen die Versuche seines Bruders Friedrich, seinen Landestheil in Verwaltung nehmen, feierlich protestirt habe, selbst aber im Begriff stehe, sich an den Hof König Christians IV. von Dänemark zu begeben, um diesen für seine Sache zu interessiren. Auch mit Schweden suchte er directe Verbindung, indem er am 22. Mai seinen Secretaire Paulus Spandkor mit einem Creditiv an Gustav Adolf und den schwedischen Reichskanzler Axel Oxenstierna absandte. Dieser war schon seit einiger Zeit auch in Gustav Adolfs Diensten und gegen eine Pension von 800 Gulden eifrig bemüht, seinen Herrn den schwedischen Anerbietungen gegenüber willig zu machen, zu jener Mission also unzweifelhaft die geeignetste Persönlichkeit.

Wilhelm sollte mit seiner dänischen Reise wenig Glück haben. Gemeinsam mit einem, sonst nicht näher bezeichneten Herzog von Sachsen langte er in Helsingör an, aber der Empfang war ein sehr kühler. Die gespannten Verhältnisse zwischen dem dänischen und schwedischen Reich, die Eifersucht, mit der man dort jeden Aufschwung Schwedens betrachtete, bildeten gewiß die Beweggründe für König Christians schroffe Haltung, der sich weigerte, den am 4. Juni Angelangten überhaupt zu empfangen, worauf schon am folgenden Tage Wilhelm, schnell entschlossen, sein Heil allein bei Schweden zu suchen, dorthin abreiste. Christian IV. bemerkte lakonisch in seinem Tagebuch: „Den 5. war der Herzog von Sachsen bei mir zur Tafel. Denselben Tag reiste der Herzog von Curland malcontent weg, weil er nicht vor mir kommen dürfen.“ Gustav Adolf war hoch erfreut, den Vertriebenen bei sich zu sehen, hoffte er doch mit seiner Person Curland selbst gewonnen zu haben: sei es als Lehnsherzogthum, sei es nach angemessener Abfindung Wilhelms als schwedische Provinz.

In Schweden ist Wilhelm nun bis zum Mai 1618 geblieben. Nur ein Lebenszeichen, das von ihm direct herrührt, ist mir bekannt: ein Brief an den aus Stockholm abwesenden Reichskanzler Axel Oxenstierna, in dem er diesen bittet, seine Sache wie bisher als „unser großer Patron“ bei dem König zu betreiben und dem an ihn gesandten Secretär Bernhard Helffrich eine „uns freundliche resolution“ zu ertheilen. Mit dem Bemerken, Gott habe ihm schwere Krankheit gesandt, von der er erst allmählich „zimlich bey leibestrefften“ gekommen sei, schließt das Schreiben an seinen „Herrn Freundt allzeit“. (Stockholm, 15. März 1618.) Im Frühjahr dieses Jahres ist offenbar ein Abkommen zwischen beiden hohen Herren zu Stande gekommen, freilich nicht ohne Hinhalten Gustav Adolfs, in dessen Natur es lag, ihm günstige Conjunctionen — ein Realpolitiker wie er war — auf das Aeußerste

auszunutzen: wie die rigischen Gesandten, die im Februar gerade in Warschau waren, zu berichten wußten, machte Gustav Adolf, wo es für den Herzog kein Zurück mehr gab, allerlei Einwände, um so viel wie möglich zu erreichen: Kurland wäre schwer zu halten, meinte er wohl, schon sein Vater (König Karl IX.) habe Windau besetzt, aber es wieder aufgeben müssen, man könne das Land wohl in Asche legen, es aber nicht befreien und defendiren, daher wäre es zu wünschen gewesen, daß der Herzog wenigstens so viel mitgebracht hätte, um Reiterei und Fußvolf auf 2—3 Jahre zu unterhalten, mit seiner Person sei wenig erreicht. Am 24. Februar schreiben die Gesandten: Herzog Wilhelm habe auf Kurland zu schwedischen Gunsten verzichtet und „in Schweden und Estland gewisse recompens angenommen“, König Gustav solle nunmehr stracks mit dem offenen Wasser eine mächtige Obsidion ins Werk setzen. Am Tage darauf folgt ein neues Schreiben an den Rath: in Warschau gehe das Gerücht als gewiß um, „daß Gustavus Adolphus Unser Stadt eine Kappen zuschneiden soll, Gott lasse aber dieselbe ihm selber über die Ohren ziehen“. Diese Gerüchte kämen namentlich aus Lübeck, und sei es wahrscheinlich, daß Herzog Wilhelm sie ausgesprengt hätte. In Warschau wisse man auch zu erzählen, daß er in Schweden nicht sonderlich respectirt werde, des Königs Bruder, Herzog Philipp, sei am dänischen Hof gewesen und hätten seine Diener des Herzogs gar schlecht gedacht, er habe sich vieler Allianzen mit königlichen, Chur- und Fürstlichen Häusern gerühmt, aber keiner von diesen habe auch nur den Finger gerührt. — Daß der Herzog, der als von Haus und Land Vertriebener in Stockholm erschienen war, Feinde hatte, mag der Fall gewesen sein, die Thatsache, daß er mit Gustav Adolf zum Abschluß kam, steht jedenfalls fest: wohl im März 1618 stellte ihm jener eine Asssecuration auf die beiden Lehen Orrholmen und Wartosta in Westgothland aus, ein Beweis, daß König und Herzog einig geworden sind. Die Einzelheiten fehlen leider. Auch die Behauptung, seine, des Herzogs, Verwendungen in Deutschland seien resultatlos geblieben, erweisen sich bei genauerer Prüfung als durchaus nicht stichhaltig. Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, Franz von Pommern, Sigismund von Brandenburg, Georg von Sachsen, die Reichsstadt Lübeck, Prinz Moritz von Dranien und die Generalstaaten, ja selbst der Kaiser versicherten ihn ihres Beistandes und ihrer Unterstützung am warschauer Hof und am Reichstag. Der mecklenburgische Rath Johann Witt bereifte in Wilhelms Auftrag die Höfe, um immer neue Hilfe zu werben. Am 11. Nov. 1617 schreibt der schwedische Gesandte Johann Skytte in diesen Angelegenheiten aus dem Haag an Gustav Adolf, Witt sei soeben in seiner Herberge gewesen und habe ihm erzählt, daß die Generalstaaten dem Herzog assistiren wollten, aber auch seine Sache bei königl. Maj. aufs Beste zu recommandiren willens seien,

gelte es doch, alle protestantischen Kräfte zusammenzufassen, um den Plänen und Praktiken der Polen und Papisten entgegenzuarbeiten, wozu der König von Schweden der einzige Potentat wäre. Freilich, eins vermochten weder die deutschen Fürsten, noch auch Gustav Adolf zu verhindern: den endgiltigen Verlust Kurlands für Herzog Wilhelm durch das verrätherische Spiel seines Statthalters, der mit schnellem Frontwechsel, durch die Jesuiten bewogen, sich mit dem König Sigismund zu versöhnen, Schweden verließ und das Herzogthum dem polnischen Feldherrn Radziwill auslieferte: mit Mühe rettete ein Getreuer, der Kaufmann Antonius Weimar, die wichtigsten Documente und sandte sie mit einem Wechselbrief auf 2000 Thaler nach Lübeck, während er selbst nach Hapsal entwich. Antonius hatte die feste Ueberzeugung, daß nur Wilhelms persönliches Erscheinen den totalen Ruin abwenden könne, er möge Truppen werben und ins Land kommen, die schwedischen Admirale Gildenstiern und Stiernschild würden ihn unterstützen, jetzt sei es nicht mehr zu ertragen, Alles werde verschlungen und „vorpanketirt“, ein Jeder sei sein eigener Herr. Ist Wilhelm diesen dringenden Bitten gefolgt? Wir wissen es nicht. Vielleicht hat er auf kurze Zeit den schwedischen Boden verlassen, um durch eine eigene Unternehmung sein Ansehen bei König Gustav zu erhöhen, jedenfalls vermuthet ihn Weimar Ende Juli in Lübeck und eine, sonst freilich nirgends sich wiederfindende Nachricht in einer Zeitung aus Danzig (15. October 1617) meldet, Herzog Wilhelm sei unlängst mit zwei Schiffen und geringer Mannschaft von Lübeck aus in Kurland gelandet, aber da Farensbach sich auf die polnische Seite geschlagen, habe er Befehl gegeben zu wenden und sei nach Deutschland zurückgekehrt. Erfolg hat er also jedenfalls nicht gehabt.

Während der Flüchtige noch immer in Schweden weilte, war in Kurland von polnischer Seite die Entscheidung gefallen: nach langen Bemühungen war es Herzog Friedrich endlich gelungen, den Antheil seines Bruders den Händen der polnischen Großen, unter die der König ihn als Starosteiern hatte auftheilen wollen, zu entreißen und für sich selbst, also wenigstens dem Kettlerschen Hause zu behaupten. Persönlich dem abgesetzten Bruder aufs Wärmste zugethan, dachte er dabei keineswegs daran, das Land für sich zu behalten, vielmehr begann er sofort mit allem Eifer für jenen oder dessen kleinen Sohn Jakob die Restitution zu betreiben, — Bemühungen, die er Jahr für Jahr unverdrossen fortsetzte, bis er — freilich spät genug — ans Ziel gelangte. Gerade diese Sorge für Wilhelm war es aber, die ihn dessen Aufenthalt in Stockholm als äußerst gefährlich, weil in Warschau aufs Tiefste verlegend, ansehen ließ. Friedrichs Plan war es daher, daß sein Bruder Schweden verlasse und sich in Person auf den deutschen Reichstag zu Regensburg begeben, und in diesem Sinne schrieb er auch an Wilhelms



intimen Freund, den Herzog Franz von Pommern, mit der Bitte, dafür seinen Einfluß geltend zu machen (28. April 1618 dat. Königsberg). Er hoffe, „wann der Hochgeborne Fürst, hieß es in dem Schreiben, Unser freundlicher lieber Bruder, Herzog Wilhelm, sich nur mit Ihrer Königl. Mytt. Feinde zu Schweden nicht zu sehr vertiefft, es würde durch diese nunmehr eröffnete Occasion derselben, So woll S. Vdd. Sohne die gnaden-thur nicht ganz versperret sein, Sondern durch gebürliche Dehmuth und fleißige Intercession und Ansuchung Anverwanter Potentaten, Chur- und Fürsten S. R. woll wiederum ein freier Zutritt gegonnet werden, Welches dann so woll zu aufnehmung und fortpflanzung Unsers Fürstlichen Hauses, Aß auch dieser betrückten Lande wolfsahrt das dienstlichste Mittel wehre.“ Der Wunsch, Wilhelm aus Schweden entfernt zu sehen, ging nicht so bald in Erfüllung. Noch im Juni 1618 nahm er persönlich Antheil an der von König Gustav Adolf vollzogenen eidlichen Bekräftigung des mit Moskau abgeschlossenen Friedens in einer der Stadtkirchen von Stockholm<sup>1</sup>. Dann erst hat er Schweden verlassen, ohne also, wie die Sage zu erzählen weiß, in dem weltfernen Runö zwei Jahre seinen Wohnsitz zu nehmen.

Es läßt sich an der Hand von Briefen feststellen, daß Wilhelm im Herbst 1618 in Lübeck seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat; von hier hat er im September mehrfach an Axel Oxenstierna geschrieben, ihm für seine vielfachen Dienste warm gedankt, sowie ihm einige Nachrichten politischen Inhalts zugefandt, so über den Ausbruch des böhmischen Krieges, über die Gefangennahme des Cardinals Rlesel, Kaiser Matthias' allmächtigen Rath (10. Sept.). Vier Tage später warnt er Oxenstierna vor den Umtrieben des preußischen Kanzlers Christoph Rappe, der alle vierzehn Tage aus Schweden genaue „Wisen“ habe, dem müsse man vorbeugen. Mit Oxenstierna und dem schwedischen Hof blieb die Verbindung auch aufrechterhalten, als im Winter 1618 Wilhelm nach Dresden übersiedelte, um hier beim Kurfürsten Georg, der durch Herzog Friedrich für eine Fürsprache in Warschau gewonnen war, persönlich zu wirken. Mit Spannung hat er von Sachsen aus gewiß die Verhandlungen in Warschau verfolgt, zu denen der Kurfürst den Doctor Franziscus Romanus entsandt und aus Mitau seine hochherzige Schwägerin Elisabeth Magdalene gereist war: wiederum war Alles umsonst, es kam zu keiner Entscheidung, die Herzogin, die ihn in Dresden aufsuchte, konnte ihm nur den Trost geben, in ihrem Eifer nicht nachlassen zu wollen; dann trat sie den Heimweg an. — Zweimal ist in

<sup>1</sup> Daß dieses Ereigniß nicht 1617, sondern 1618 stattgefunden, steht fest. cf. J. Voßius: die Urkunden der Grafen de la Gardie in der Universitätsbibliothek zu Dorpat. S. 99.

diesem Jahre Johann Witt in besonderer Mission in Schweden gewesen; was der Zweck seiner Reise gewesen, entzieht sich unserer Kenntniß.

Das Jahr 1620 fand Wilhelm wieder in Norddeutschland: er besucht den Herzog Adolf Friedrich zu Güstrow in Mecklenburg, betreibt in gewohnter Emsigkeit seine Angelegenheiten für den im November tagenden polnischen Reichstag, correspondirt mit den pommerischen Verwandten und findet neben dieser sein ganzes Sinnen in Anspruch nehmenden Thätigkeit noch Zeit, für seinen Edelknaben Lübbert von Tiefenhausen ein empfehlendes Schreiben an Philipp Julius von Pommern zu richten. Tief traf ihn die Nachricht von dem Tode seines Jugendfreundes Franz von Pommern, dem sein Bruder, der milde und fromme, aber schwache und unselbständige Bogislaw XIV., Pommerns letzter Fürst, in der Regierung nachfolgte. Der energische Herzog von Kurland und er bildeten die schärfsten Gegensätze, waren sich trotzdem aber persönlich aufs Herzlichste zugethan. Auf seine Aufforderung erschien Wilhelm an seinem Hoflager zu Stettin, fand hier die wärmste Aufnahme und blieb von nun an viele Jahre, wie ein Bruder behandelt, in seiner Umgebung. Im herzoglichen Schloß räumte ihm Bogislaw eine Anzahl Gemächer ein, die er auch später, als er nach der Abtei Rukelow zog, in Nutzung und Verschuß behielt. Erst 1634 wird er wegen nöthiger Umbauten um den Schlüssel gebeten. In der vom 9. Februar 1621 datirten Hofordnung erscheint Wilhelm als der ständige Tischgenosse des Landesherrn, den er in der Folgezeit nur zu vorübergehenden Reisen verlassen hat. Solche führen ihn 1621 nach Berlin, Güstrow und nochmals nach Dresden, 1622 nach Schwerin — von da ab verläßt er Pommern nicht mehr.

Unterdessen waren in Livland Ereignisse geschehen, die den Flüchtling vor eine Entscheidung stellten, die für sein ganzes Leben folgenschwer sein mußte: am 16. September 1621 war Riga nach tapferster Gegenwehr von Gustav Adolf zur Capitulation gezwungen worden, der lange erwartete Augenblick war da, wo der Schwedenkönig auch das Gottesländchen seinem Scepter unterwerfen konnte: am 26. September bereits überschritten die schwedischen Regimenter die Düna, auch für Herzog Wilhelm schien die Stunde gekommen, da ihn schwedische Waffen in sein Land zurückführten. Auch König Gustav dachte so: am Tage nach der Einnahme Rigas befahl er seinem Rath Johann Göldener, sich sofort ins Ausland zu Wilhelm zu begeben und ihn einzuladen, sein Herzogthum aus seiner Hand zurückzempfangen. Der Abgesandte war zugleich Ueberbringer eines königlichen Handschreibens. Was mochte wohl die Seele des Exilirten bewegen, als er die Worte las: „Demnach durch Beystandt des Allmechtigen wier die Stadt Riga unß unterthenigk und subject gemacht, Alß haben wier umb der Schwägerlichen affection willen, so wir nunmehr zue E. Abd. tragen, nicht unterlassen

sollen, dieselbe, welche hiebevorn auß ihren Fürstenthumb Churlandt und Simgallen vertrieben worden, einzueladen; Da E. L. nun gemeinet in Ihr Fürstenthumb wiederumb zutretten, dasselbe nach wie zuevorn eigenthumblich zueverwalten und in der Oberherschafft von Uns zu recognosciren, wollen wier, das E. Vbd. ihre gelegenheit darnach richte, und sich, wo Wier alßdann glücklich anzutreffen, zue Unß verfügen, Dießfalsß Wier auch an E. Vbd. Brudern, Herzog Friedrichen, geschrieben; Wier wollen E. Vbd. nehest hülfße des Allmechtigen iegen dero niedrigen zue iederzeit zuevertreten wiesßen. Wormit Wier E. L. Gottes gnedigen Allmacht getreulichst empfehlen thuen. Datum Riga d. 17. Septembris No. 1621.“ Schwere Zweifel mußten sich dieser bündigen Einladung gegenüber auf seine Brust legen. Er wußte, daß sein Bruder Friedrich den Vorschlag Gustav Adolfs entschieden von der Hand weisen würde, da die Beihilfe des Schweden den einzigen Weg zur Erlangung der Restitution, von dem er ein Heil erwartete, die Aussöhnung mit dem polnischen Monarchen, unmöglich machte, er mußte somit seine Einsetzung durch schwedische Regimenter im Gegensatz und offener Feindschaft zu einem Bruder begonnen sehen, der seit jeher ihm in warmer Anhänglichkeit zugethan war, der seit Jahren den Landflüchtigen nicht allein mit Geld für sich und sein Söhnchen, den kleinen Jacob, ausgestattet, sondern auch keine Kosten gespart, keine Mühen gescheut hatte, um ihm in Warschau Amnestie zu erwirken. Und war denn, abgesehen von diesen Bedenken des Gemüths, die Eroberung von Kurland bereits geschehen? War König Gustav denn schon Herr des Ländchens, dessen Herzogshut er dem Verbannten anbot? Konnte nicht leicht ein Rückschlag, wie ihn Karl IX. durch die Schlacht bei Kirchholm erlebt, auch des Sohnes große Erfolge wieder in Frage stellen? War nicht doch am Ende das angebliche Wort Karls IX. richtig, Kurland sei wohl zu verwüsten, aber nicht auf die Dauer zu halten? In der That, die Folgezeit hat diesen Erwägungen, die Wilhelm gewiß bewegt haben, Recht gegeben. Trotz der furchtbaren Verheerungen, die Gustav Adolf über das Gottesländchen verhängte, trotz der Eroberung aller festen Punkte, wie Selburg, Mitau, Bauske, Luckum, Windau, hat er es schließlich nicht behaupten können, und es scheint doch sehr zweifelhaft, ob er, wenn Herzog Wilhelm seine Partei ergriffen hätte, sich seinetwegen in einen noch längeren Krieg mit Polen verwickelt hätte, zumal das Eingreifen in den deutschen großen Krieg ihm seit geraumer Zeit eine eiserne Nothwendigkeit geworden war, da er auf deutschem Boden allein sein Ziel, das dominium maris baltici, den Erwerb von Pommern vor Allem, verwirklichen konnte.

So waren es gewiß persönliche, wie politische Gründe, wohl auch das abtrathende Urtheil seines pommerschen Freundes, wie der mecklenburgischen Fürsten, die Wilhelm veranlaßten, des Schwedenkönigs Einladung in einer

Form aufzunehmen, die einer Abjage gleich kam. Aus Schwerin 13. October 1621 ist sein Antwortschreiben datirt, das am 7. November Gustav Adolf in Riga in die Hände kam und ihm über Wilhelms Stimmung wohl kaum mehr einen Zweifel ließ. Aus unterschiedlichen und hohen Ursachen sei es ihm — so etwa der Inhalt — unmöglich, dem Anerbieten, für das er dem Könige freundlichen und ganz fleißigen Dank sage, Folge zu leisten. Die Einzelheiten seiner Ablehnung wolle er in kurzer Zeit ihm durch einen Specialbevollmächtigten eröffnen, er bitte, daß der König ihm des Verzugs wegen nicht zürnen wolle.

Die Antwort des Königs war zugleich ein völliger Bruch mit seinem bisherigen Schützling: sie bestand in der Entziehung der Einkünfte der beiden westgothländischen Lehnen, bereits 1622 werden Orrholmen und Wartofta an andere Herren vergeben.

Die erste Periode des Exils nimmt mit dem Jahre 1621 ihr Ende; in andere, ruhigere Bahnen lenkt von nun an das Leben Wilhelms ein.

## II.

Die Hoffnung, in die kurländische Heimath zurückzukehren, hat Wilhelm auch in den nun folgenden Jahren nicht aufgegeben, aber er lernte Geduld und Ergebung in sein Geschick, zu dessen Milderung und Aenderung sein Bruder und dessen edle Gattin nach wie vor ihr Bestes thaten: die alten herzlichen Beziehungen, die den Fürsten schon in seiner heißblütigen Jugend mit Elisabeth Magdalene verknüpfte, wurden durch die räumliche Entfernung nicht gelockert; bei ihrem Aufenthalt, den sie mehrfach bei ihren pommerschen Verwandten nahm, sah sie den Schwager auch persönlich wieder, und manches Besuch- und Grußbrieflein, das nach Mitau ging, brachte der Herzogin Nachrichten über Wilhelms Befinden, über die Lage in Pommern, legte wohl für vertraute Diener ein gutes Wort ein oder dankte für die fortgesetzte Mühwaltung in seiner Sache. An Herzog Friedrich hatte er einen Bruder, der, obgleich selbst durch die schwere Schwedennoth mitgenommen, dennoch aus den Einkünften der Ämter nach Pommern sandte, was er nur entbehren konnte. Hatte er doch auch auf königlichen Befehl alle Schulden Wilhelms — und diese waren nicht unbeträchtlich — auf sich nehmen und zu deren Bezahlung sich selbst stark belasten müssen. Einen Trost bot dem Einsamen sein junger Sohn, der nachmalige große Herzog Jacobus, dessen Erziehung er in der für die Entwicklung so wichtigen Zeit zwischen dem 10.—15. Jahre selbst leitete. Es hat, wie ein Geschichtsschreiber<sup>1</sup> mit Recht hervorhebt, etwas überaus Wohlthuendes, den hart geprüften Mann mit der Ausbildung des

<sup>1</sup> Freiherr v. Bohlen I. c. S. 219.

einzigem hoffnungsvollen Sohnes beschäftigt zu glauben, zu glauben, daß er es war, der in diesem die Eigenschaften herangebildet, die ihn im Leben so geachtet gemacht, ihn unter den schwierigsten Verhältnissen immer die größte Besonnenheit und Einsicht bewahren ließen. Vielleicht hat der junge Prinz eine Zeit lang auch die Hochschule zu Rostock besucht, die sein Vater zu seiner Fortbildung einst bezogen; die Absicht hat jedenfalls vorgelegen, ja Herzog Friedrich im Mai 1622 dazu 4000 Gulden ins Ausland geschickt — doch in der Zahl der Immatriculirten der Warnowstadt findet sich Jacobs Name nicht. Bisweilen sandte er den jungen Sohn auch zu den übrigen pommerischen Verwandten, wie er sich z. B. im Januar 1624 bei Elisabeth Magdalenes Bruder Philipp Julius für die seinem „vielgeliebten Herrn Sohn während seines Besuchs erzeigte Courtoisie und Wohlthaten“ bedankt.

So waren zehn Jahre dahingegangen, seitdem er den Boden des Vaterlandes verlassen hatte, als auch über Pommern, das er als seine zweite Heimath lieben gelernt und dessen Fürst ihm wie ein Bruder helfend zur Seite stand, böse Tage hereinbrachen. Seit dem Herbst 1627 standen plündernd und hausend Wallensteiner im Lande, scheinbar als Freunde, doch deshalb nicht minder brutal. Aller Wohlstand schwand mit reißender Schnelligkeit, überall machte er Elend und bitterer Noth Platz. Es wurde kaum besser, als 1630 Gustav Adolf den deutschen Boden betrat, denn wenn auch die Räubereien aufhörten und äußerlich mehr Rücksichten geübt wurden, die Contributionen blieben nicht minder hoch, und die Sorgen, die dem „frommen“ Fürsten, wie Bogislaw von den Landsknechten höhnisch genannt wurde, fast das Herz abdrückten, stiegen von Tag zu Tag. Nicht ohne Nührung kann man daher jene am 21. Dec. 1628 zu Alten-Stettin ausgestellte Urkunde lesen, durch welche Bogislaw, trotz der eigenen Bedrängniß die ungewisse Zukunft seines Freundes nicht vergessend, ihm die Propstei Rukelow bei Camin zu lebenslänglichem Besitz verließ. Es macht dem Herzen des Herzogs hohe Ehre und ist zugleich ein Zeichen der innigen Freundschaft, die ihn mit Wilhelm verband, daß er die Belehnung nicht als einen Gnadenact angesehen wissen wollte, der etwa auf fremde Fürbitte geschehen sei, sondern ausdrücklich erklärt, es geschehe „aus sonderbahrer zu Sr. Ad. tragenden affection und umb der uns an Unserm Fürstlichen Hoffe nun eglliche Jahre vielfältig unverdroßen und annehmlich undt zwar in kegenwertigem Uns undt Unserm unschuldigen Landenn aufgebürdeten hochbeschwerlichen Cinquartirung (einer) übermæssigen Kayserl. Armee ganz betrübtem Zustande, erzeigter Dienste, Liebe, Freundtschafft, Conversation undt aufwartung willen, zu etwa billigem Recompens“. In der That, für Geber wie Empfänger gleich ehrende, schöne Worte! Die Wallensteinsche Cinquartierung, von der die

Urkunde auch selbst spricht, verhinderte noch zwei Jahre hindurch Herzog Wilhelm, die Präbende in Besitz zu nehmen, erst im August 1830 zog er aus Alten-Stettin in seinen neuen Wohnsitz über.

Die Propstei Rukelow<sup>1</sup> galt für die reichste Besizung des einem Fürstenthum gleichstehenden, nunmehr evangelischen Bisthums Camin und umfaßte außer dem Schloß mit dem Ackerhof die Schäferei Goglitz, den Hof Lancke, die Schäferei Stefen, den Ackerhof und Schäferei Wustentin und die Dörfer Bussentin und Duffin, von deren Bauern allein die jährliche Geldpacht 1026 Gulden betrug, während die Kornpacht auf über 10 Last geschätzt wurde. Von Wiesen umgeben, liegt der stattliche Besitz auf einer Anhöhe an der Divenow, mit schönem Ausblick auf die Insel Wollin. Das Schloß selbst war ein großes, zwei Stockwerk hohes Gebäude mit einem Thurm — aber in welchen elenden Zustand hatten es die Kriegsjahre versetzt! Das Dach war völlig durchlöchert, Latten und Balken verfault, durch die Lagen leckte das Wasser hindurch, die in Folge dessen „auf eine halbe Elle und mehr in der Mitte gesunken und sich das Gebäude von einander gegeben“. Bis in den Keller sickerte der Regen, kein Fenster, keine Thür, kein Ofen war heil, der große Schlosssaal ebenso ruinirt wie Küche, Badstube und die Ackerhöfe.

Es galt nun kräftig die Hände in Bewegung setzen, um der Verwahrlosung Herr zu werden, und Herzog Wilhelm war ganz der Mann dazu Wandel zu schaffen. Wie ein energischer Landedelmann, dem Arbeit eine Freude ist, ging er ans Werk; mit Kleinem begann er: mit der Anfertigung einer Thür mit eiserner Klinke vor seinem „Kosament“ im Schloß; besonderes Augenmerk wurde aber der ökonomischen Lage der Ackerhöfe und Bauern zugewandt, in den zehn Jahren bis 1640 für Neubauten, Meliorationen 4323 Gulden 16 Schill. verausgabte, und von diesen nur 141 Gulden 14 Schill. für Schloß Rukelow.

Also in regem Schaffen vergingen die Jahre. Sein jugendlicher Sohn weilte seit Jahren nicht mehr bei ihm; die unsicheren Verhältnisse in Kurland, Kränklichkeit des Herzogs Friedrich hatten diesen bewogen, ihn 1625 durch seine Gemahlin aus Pommern in die Heimath bringen zu lassen, mit Elisabeth Magdalene residirte er dann mehrere Jahre im vom Kriegstheater ferner liegenden Goldingen, als ruhigere Zeiten kamen, weihte ihn der väterliche Oheim in die Staatsgeschäfte ein. Die Gedanken des Vaters mochten wohl häufig hinüber nach Kurland wandern, mit Freude verfolgte er die Entwicklung des Sohnes, und Stolz wie Sorge mochten ihn bewegen, als Jacob 1633 mit einem Fähnlein als polnischer Offizier den Feldzug gegen Smolensk mitzumachen sich anschickte. In einem Schreiben an seinen

<sup>1</sup> Nach Bohlen l. c. S. 222 und Angaben des Archivraths von Bülow-Stettin.

Bruder übersandte er seinen väterlichen Segen, fügte aber hinzu, es käme ihm schwer an, den einzigen Sohn in den Krieg zu schicken, gleichwohl willige er aus Ehrfurcht vor dem König ein und wünsche ihm „ein tapffer und mannlich hercz, so woll Sieg und victorien wieder J. Maytt. und seine eigne so woll öffentliche als heimliche feinde“.

In Kufelow hatte sich der Herzog einen kleinen eigenen Hofstaat gebildet, von dem uns einige Namen aufbewahrt sind. Bis 1630 war Christof Manteuffel sein ständiger Rath, von der Uebersiedelung nach Kufelow an Dr. Michael Raschius. Als Kammerreiber wird Samuel Holst genannt, als Stallmeister Dietlof Kirffenbruch und später Friedrich Langref; als Page wartete ihm bis 1620 Lübbert von Tiefenhausen auf, dann Joachim Bohlen auf Bohlendorf, während endlich Daniel Merckel dem Fürsten als Kammerdiener zur Hand ging. Wie Wilhelm seinen Bauern ein guter Herr war, so war auch das Verhältniß zu seiner Umgebung ein herzliches und warmes; ausdrücklich rühmt Joachim Bohlen die unerschütterliche Freundschaft, die er seinen Getreuen bewahrt habe, die Fürsorge, die er für seine Ausbildung und „Wahrhaftigkeit“ allzeit gezeigt, die Empfehlung, die er ihm an seinen Sohn Herzog Jacob nach Kurland gegeben. „Ich wollte,“ zeichnet der Page auf, „wenn ich nicht Bohlendorf erhalten, zu ihm (i. e. Jacob) gezogen sein, nun sollens die Söhne thun. Will hoffen der Sohn ihnen ein so guhter Her wie der Vater sel. mihr gewesen, als von dem, was von mores weiß, ich gelernt“. — Doch trotz der Gutthaten, die ihm Bogislaw erwiesen, trotz der Liebe, mit der er in Pommern festgewurzelt war, Wilhelms Simmen und Trachten war doch allzeit darauf gerichtet, in seiner Heimath sein Ansehen wiederhergestellt zu wissen, die Heimath, die er wegen der einen jähzornigen That so lange hatte meiden müssen, noch einmal wiedersehen zu dürfen, bevor der Tod, an den ihn bereits manch beschwerlicher Krankheitsanfall gemahnt, ihm die Augen schloß. Seitdem der Landtag zu Mitau 1624 den Beschluß gefaßt, seinen Sohn Jacob als Nachfolger des kinderlosen Friedrich zu erbitten, waren der Herzog Friedrich und seine Gemahlin mit verdoppeltem Eifer bei König Sigismund thätig gewesen, aber immer wieder erfolglos. Erst als dieser eben so schwache wie eigensinnige Herrscher 1632 starb und die Radziwills in der Zwischenzeit bis zur Neuwahl die leitende Rolle einnahmen, erklärte sich im Juni 1632 der polnische Reichstag einstimmig für die Wiedereinsetzung Wilhelms, die Aufhebung aller gegen ihn erlassenen Decrete und Anerkennung der Nachfolge Jacobs.

Welche Hoffnungen der Verbannte an den Tod Sigismunds knüpfte, mit welcher leidenschaftlicher Erregung er der Zukunft entgegen sah, davon giebt ein am 29. Juni 1632 an den bekannnten littauischen Großkanzler und

Großfeldherrn Leo Sapieha gerichtetes Schreiben beredtes Zeugniß ab: „Es hat Ew. Vdd. vor Kurzem mir wohl Worte des Trostes schreiben wollen durch die Aufstellung des Gleichnisses, daß wie Bäume, so den Stürmen ausgefekt sind und hin und her gerissen werden, um so tiefer die haltenden Wurzeln in die Erde treiben, also wackere Menschen, die von Stürmen des Schicksals niedergebeugt wurden, sich um so mehr in der Tugend befestigen, was in der That auch also ist. Indessen auch das pfleget zu geschehen, daß die kräftigsten Bäume, wenn der sie tausende Sturmwind zu lange anhält oder zu heftig wird, in solchen Fällen mit der Wurzel ausgerissen und elendiglich niedergeworfen werden; deshalb befürchte ich mit Euch, daß mir ein Aehnliches widerfahre durch mein allerhärtestes Loos der Verbannung, welches schon seit fast drei Jahren mich auf das grausamste niederdrückt; ich befürchte, sage ich, daß dies allerhärteste Loos meinen morschen Lebensfaden ganz zerreiße und mein mehr aus Betrübniß denn durch Alter ergrautes Haupt sammt seiner Hoffnung unter die Erde bringe, wiewohl ich in Wahrheit nicht zu erkennen vermag, ob ich mehr durch den Durst nach Leben, als aus Furcht vor dem Tode also vertrockne und verkomme, denn lieber wollte ich doch jählings sterben, als ein fortwährend elendes Leben hinschleppen. In der Bekümmerniß meiner Seele seufze ich nur darnach, daß ich doch leztlich in der Heimath, in Ehren und des Bannes ledig, meinen Geist, den ganz zu Boden gedrückten und lautlosen, aufgeben könnte. Dieses mein dürftiges Trachten kann Niemand, und wenn er der tapferste Mann wäre, gering schätzen und tadeln, und es wird im Gegentheil E. Vdd. desselben mit freundlichem Willen sich annehmen wollen. — — Meine Reintegration in die vorige Würde, Heimath und Freiheit ist der Gegenstand, um den ich an Ew. Liebden wiederholte Bitten gerichtet habe, damit dieselbe durch gütige Fürsorge bei dem jetzt in Gott ruhenden Könige hochseligen Andenkens mir solche auswirken sollte. Es mag Gottes Wille und Vorsehung gewesen sein, daß sothane Reintegration — — nunmehr allein von dem Willen Ew. Liebden und der Durchlauchtigsten Stände der Republik abhängen solle und demnach ist es in Deren Hand gelegt, daß ich, wenigstens am Schluß meines elenden Lebens, das Zugeständniß erhalte, in der Erledigung vom Banne und im Eigenthum zu sterben. Wenn ich das Endziel meiner Wünsche, das ich so lange und so eifrig zu erreichen getrachtet habe, durch die gütige Verwendung Ew. Vdd., in die ich sichere Hoffnung setze, nunmehr erlange, werden Ew. Vdd. und die hochwohlgeborenen Mitstände an mir einen ewig zur Gegenseitigkeit Verpflichteten besitzen — — und es wird unser Herr Gott, der jede gute That nicht unbelohnt läßt, Allen und Jedweden es reichlich vergelten.“

Mit der Hoffnung, daß die Wahl auf einen Mann falle, der „mit



eines so großen Königsthrones würdigen Eigenschaften ausgerüstet sei“, schließt der charaktervolle Brief. Als derselbe in Warschau anlangte, war die ihm günstige Entscheidung auf dem Reichstag bereits gefallen. So waren die Hindernisse endlich weggeräumt, der Rückkehr in sein angestammtes Erbe stand nichts mehr im Wege. Aber einem seltsamen Entschluß Herzog Wilhelms stehen wir hierbei gegenüber: all sein Denken und Mühen war seit 16 Jahren auf die Wiedereinsetzung gerichtet gewesen, in heimathlicher Erde hatte er bestattet sein wollen und jetzt, wo Alles erreicht, konnte er es nicht über sich gewinnen, Pommerns lieb gewordenen Boden zu verlassen und Kurlands Herrschaft zu übernehmen! Jetzt, wo es aus Scheiden gehen sollte, fühlte er, wie eng er mit dem Lande verwachsen war, das ihm eine gastliche Freistadt gegeben, wie fremd er zugleich dem Gottesländchen geworden, aus dem er vor langen Jahren, mit seinen Unterthanen bitter verfeindet, geschieden war. Wohl mochte sich ihm die Erwägung aufdrängen, daß eine abermalige Theilung der Herrschaft neue Uebelstände hervorrufen könnte, daß der alte Groll des Adels gegen seine Person wieder aufleben könnte, wohl auch der Wunsch mächtig werden, nach einem Leben voller Kampf den Abend fern von Geschäften zuzubringen und dieselben jüngeren Schultern zu tragen zu geben.

Am Bruder und Sohn muß Wilhelm seinen festen Willen schon sehr bald haben gelangen lassen, denn am 3. November finden wir die Herzöge Friedrich und Jacob zu einer Berathung auf Schloß Grenzhof beisammen, wo Jacob in „Plenipotenz“ seines Vaters erscheint und für diesen, der eine Herreise abgeschlagen, einen Theil der herzoglichen Güter in Empfang nimmt, so Ruzau, Bartau, Grobin, Durben, Libau, Randaу, Zabeln u. a. m.

Herzog Wilhelm hat Kurland nicht wieder betreten; zufrieden, jeden Makel von seinem Andenken beseitigt zu sehen, verbrachte er den Rest seines Lebens in Pommern, freilich nicht, ohne daß noch manche bittere und schwere Stunde über ihn gekommen wäre. Im März 1637 starb sein treuer Freund Bogislaw XIV., der Letzte aus dem pommerischen Greifenstamm, eine Lücke in Wilhelms Leben zurücklassend, die nicht wieder geschlossen werden konnte. Wie tief ihn der Verlust getroffen, davon zeugt sein im Juni an Elisabeth Magdalene geschriebener Brief, in dem er der Schwägerin gegenüber mit seinen Klagen nicht zurückhielt. Mit Bogislaws Tode fiel das Land an Schweden, von Neuem flutheten die Wellen des 30jährigen Krieges über dasselbe. Auch Wilhelm hatte darunter hart zu leiden, aber er zeigte sich auch hier als ein ganzer Mann: muthig blieb er auf seinem Posten, suchte seine Bauern durch „Salve-Garden“ vor feindlichem Ungemach so viel als möglich zu schützen und dem Ruin zu steuern, doch vermochte er nicht, auch als mit Ende 1638 eine Pause im Kriegsgewitter eintrat, alles das her-

zustellen, was die beiden bösen Jahre zerstört hatten. Neues Unwetter zog seit Anfang 1640 dräunend herauf, doch den Sturmgeprüften erreichte es nicht mehr, ein sanfter Tod hatte Wilhelms Leben am 7. April 1640 um 11 Uhr Abends ein Ende gemacht.

In den letzten Jahren hatte ihn schwere Krankheit oftmals überfallen und ans Bett gefesselt, wie er denn (21. Nov. 1639) wenige Monate vor seinem Tode mit von Krankheit zittriger Hand an Elisabeth Magdalene von Kurland von einem solchen schweren Anfall berichtet, der liebe Gott habe ihn mit solch einer gar harten und gefehrlichen Leibeskrankheit heimgesucht, daß die medici und jedermann an Unserm Leben gezweifelt, doch sei ihm nunmehr besser; nun könne er schon wieder in dem «logament» ein wenig herumerschleichen: in solchen Stunden war das Lesen frommer Erbauungsschriften, „geistreicher Bücher“, vor Allem der heiligen Schrift ihm Trost und Erquickung. Die Pottlers sind allezeit gute Lutheraner gewesen — und die Noth lehrt beten. Noch bewahren die Nachkommen seines Vagen Joachim Bohlen die Handbibel des Herzogs, ein Zeugniß seines frommen, gläubigen Sinnes, in rothen Maroquin ungemein sauber mit reicher zierlicher Vergoldung, Goldschnitt und Schlißen gebunden. Gedruckt ist die zweibändige Ausgabe bei Andreas Hünefeld in Danzig 1624, der erste Band dem Churfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg gewidmet. Zweimal findet sich in ihm auf den Vorstoßblättern, zu Anfang und zu Ende, Wilhelms Namenszug, das eine Mal mit dem charakteristischen Zusatz: „wie Gott will.“ Das Exemplar trägt die Spuren eifriger Benutzung, viele Stellen weisen mit ganz vergilbter Tinte Anstriche, offenbar von Wilhelms Hand, auf, so z. B. IV. Mose Cap. 14, 11—21: „Der Herr ist geduldig und von großer Barmherzigkeit, und vergiebt Missethat und Uebertretung“ zc., 34—37, V. Mose Cap. 4, 21—26, 29—31: „Und der Herr war so erzürnt über mich, um eures Thuns willen, daß er schwur, ich sollte nicht über den Jordan gehen, noch in das gute Land kommen, das dir der Herr, dein Gott, zum Erbtheil geben wird, sondern ich muß in diesem Lande sterben und werde nicht über den Jordan gehen; ihr aber werdet hinübergehen und solch gut Land einnehmen,“ Cap. 5, 9—10, 23—24, Cap. 9, 24—27 u. v. a.

„Wie wohl,“ so erzählt Weigand in seiner Geschichte der Herzöge Kurlands, „der Durchl. Herzog viele und mannigfaltige, schwere Leibeszufälle erlitten, so sind sie doch von seinem Hoff- und Leib-Medico glücklich wieder gehoben worden. Nachdem er aber den 28. Martii 1640 von einem innerlichen Apostemate<sup>1</sup> recht schwer befallen, auch bettlägerig wurde, und

<sup>1</sup> Apostem = Eitergeschwür.

wohl bei sich verspürte, wie Gott der Herr ehestens Feyerabend mit Ihm machen möchte, also verfühnete er sich zeitig mit seinem Heilande und empfing von seinem Seelsorger das Heilige Abendmahl; da es dann wieder sich mit Ihm bekerte, daß Er zuweilen im Gemache herumging, auch mit dem Durchlachtigsten Herzog Franz Heinrich von Sachsen, welcher ihn besuchte, bey der Taffel speisete; aber die Zufälle recidivierten wiederumb dergestalt, daß alle eingegebenen Arzneyen ferner nichts verschlugen, und er endlich umb 11 Uhr in der Nacht mitt voller Vernunft auf das theure Verdienst seines Erlösers mit wahren Glauben sein sieches und seeliges Leben den 7. April alten Calenders deselbigen Jahres 1740 sanft beschloffen, nachdem Er sein Alter auf 65 Jahre 9 Monate 12 Tage, seinen Ehestand auf 1 Jahr 1 Monat 12 Tage, seinen Wittibenstand auf 29 Jahre 5 Monate 4 Tage gebracht und also außerhalb Landes das 23. Jahr gelebet hatte.“

„Die Welt war mir ein graues Meer,  
Auf welchem zwischen Sturm und Wetter  
Und der gethürmten Wellen Heer  
Der Schiffe halb gewölbte Bretter  
Bald hie, bald da, bald dorthin gehen,  
Und in Gefahr der Trennung stehen;  
Doch endlich kam ich aus dem Streit  
Im Haafen dieser Seligkeit.“

Also besingt in einer Grabchrift ein ungenannter Poet den Heimgegangenen.

Wegen seines Begräbnisses hatte dieser nichts bestimmt, nur daß sein Leichnam außer Landes gebracht würde, strengstens untersagt: im Dom zu Camin wollte er beigesezt sein. Michael Raschius, sein Rath, beeilte sich, den Tod seines Herrn dem Domcapitel zu Camin anzuzeigen, und bald tönte das Trauergeläut um Herzog Wilhelms tödtlichen Hintritt von allen Thürmen ins Land hinaus. In den Kirchen wurden Trauergottesdienste angesagt, den Pastoren vom Capitel hierbei aber anbefohlen, dem Verstorbenen nicht den Titel eines Dompropstes zu Camin zu geben, da er sich desselben nie bedient habe. Die vorhandenen Pretiosen ließen die Commissare des Capitels nach Stettin bringen, große Schätze waren es nicht: eine mit Silber beschlagene Bibel, einige goldene Ketten, eine goldene Denkmünze mit der heiligen Dreifaltigkeit und dem jüngsten Gericht, ein mit Diamanten verziertes goldenes Armband, ein silberner Spiegel und eine gleichfalls verzierte Schreibtafel, Kleidungsstücke, wie ein leibfarbener Mantel, ein schwarzseidener (wohl grobgrün gefütterter) Mantel, „drey Paar Albt modelsche Hosen“, wie „ein schwarz lasterhoedt“ nennt das Protokoll. Dazu ein Paar silberbeschlagene „Pufferte“, d. h. Pistolen, ein Gehäng mit Gürtel, eine vergoldete Pulverflasche, einen alten Kugelbeutel, ferner einen Harnisch, einen roth-

sammelten Sattel, einen Kasten mit Degenklingen, einen Wandsack mit Degengefäßen, gar einen „Bettespieß undt ein Flitzboge“. Neben zahlreichen Kleinigkeiten, die vielfach bereits alt und schlecht und zusammen in vielen Kästen in Kisten verwahrt waren, erwähnen wir zum Schluß die Bilder seiner Eltern, Herzog Gotthards und seiner Gemahlin Anna, und „ein klein Eysern vorschloßenes Kästlin“, welches die Papiere und Briefe Wilhelms enthielt.

Auch nach Kurland wurde sofort Nachricht vom Ableben Wilhelms geschickt, und noch sind im Archiv zu Stettin einige kurze Schreiben Herzog Jacobs aus Mitau aufbewahrt, in denen dieser seinem Rechte auf das Gnadenjahr entsagte, das er freilich wegen der Occupation Pommerns durch die Schweden schwerlich hätte ausnutzen können. Später hat der Herzog den kurländischen Rath Eberhard von Ahnern mit der Abwicklung der Geschäfte betraut.

Zwei Jahre lang standen des Todten Gebeine in der Sacristei (Gärbekammer) der Domkirche zu Camin, bis sein Sohn, nach dem Tode Herzog Friedrichs nunmehr alleiniger Regent Kurlands, den Entschluß faßte, seines Vaters sterbliche Reste in der Herzogsgruft zu Mitau beizusetzen. Im Herbst 1642 erfolgte die Ueberführung auf das mit schwarzen Segeln versehene Trauerschiff, das glücklich in Libau landete. Kaum aber war die Leiche ans Land gebracht, so gerieth das Schiff (angeblich durch Unvorsichtigkeit des Schiffsfochs) in Brand und wurde gänzlich zerstört. Langsam bewegte sich der Trauerconduct durchs Land nach Mitau, wo der Sarg in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung, in Anwesenheit Herzog Jacobs, der Abgesandten der befreundeten Fürstenthöfe, der kurländisch-semgallischen Ritter- und Landschaft beigesetzt wurde. Die Worte über den Tod des Patriarchen Jacob im 1. Buch Mose Cap. 49, 29 ff. dienten zur Grundlage des Leichensermoms bei der Feierlichkeit in der deutschen Stadtkirche. Erst am 23. Februar 1643 erfolgte endlich die Ueberführung in das fürstliche Erbbegräbnißgewölbe im Schloß. Der zimmerne Sarg, der achte in der damaligen Reihenfolge, trug auf seinem Deckel die Worte:

Vanitas Vanitatum et omnia Vanitas!

Heute ist die Gruft geschlossen, welche die Leichen der Herzöge Kurlands birgt; im Andenken der Nachwelt aber lebt der Fürst mit dem jachen Gemüth, dem constanten und fermem Charakter fort, mit seinen Fehlern und Vorzügen ein echter Sohn unserer Erde!

Ernst Seraphim.





### Otto Seeck, Zeitphrasen.

Berlin, 1892. Siemenroth & Worms.

Die vorliegende Schrift ist ohne Frage das Bedeutendste, was gegen das Buch „Rembrandt als Erzieher“ erschienen, und es kann uns nur mit Befriedigung erfüllen, daß ihr Verfasser ein Sohn unserer baltischen Heimat ist. Hier ist nichts von den trivialen Bemerkungen, den platten Späßen, den Bekittelungen einzelner Sätze und Ausdrücke, nichts von den Verhöhnungen und albernen Satiren, welche so zahlreich gegen das Buch „des Deutschen“ gerichtet worden sind, kurz, nichts von jener „billigen Weisheit“, womit man die gedankenreichen Auseinandersetzungen eines originellen und tiefen Geistes widerlegen zu können gemeint hat — in diesem Büchlein spricht sich ein ganz anderer Geist in völlig anderem Tone aus. Professor Otto Seeck in Greifswald ist klassischer Philologe, ein Schüler Mommsens, ein scharfsinniger Gelehrter und Kritiker, dazu ein feiner Kunstkenner. Von einem solchen Manne ließ sich von vornherein eine andere Haltung dem vielbesprochenen Buche gegenüber erwarten. Daß er als Gegner auftritt, befremdet uns durchaus nicht. Wir haben lange schon erwartet, daß endlich einmal ein tüchtiger Vertreter der herrschenden Zeitanschauung und Richtung in der Wissenschaft als ihr Vertheidiger gegen die Angriffe „des Deutschen“ das Wort nehmen und sich ihm entgegenstellen werde. Daß das von Otto Seeck mit so viel Sachkenntniß, Einsicht und Geist geschehen ist, kann uns nur Genugthuung gewähren; auch die Form dieser Schrift ist vortrefflich, der Autor schreibt klar, scharf und lebendig, und sein Verhalten gegen „den Deutschen“ ist durchweg würdig und gemessen, nur an wenigen Stellen läßt

er sich zu persönlichen Angriffen hinreißen. Seeck ist, wie sich das von einem so einsichtigen Beurtheiler nicht anders voraussehen ließ, kein unbedingter, ausschließlicher Gegner „des Deutschen“, er zollt ihm vielmehr mannigfache Anerkennung, er giebt zu, daß jener aus dem Herzen geschrieben, in Vielem neu und eigenthümlich sei, daß er unzählige Deutsche und darunter nicht die schlechtesten repräsentire, er wendet sich auch nicht gegen das eigentlich Originelle oder „Wunderliche“ des Buches, sondern gegen die immer wieder nachgesprochenen Phrasen der Zeit, „welche durch ihn ihre schärfste und geistvollste Ausprägung gefunden haben“. Aber auch in den einzelnen Punkten, worin Seeck den „Deutschen“ bestreitet, ist der Gegensatz zwischen Beiden keineswegs ein so großer, als es anfangs scheinen könnte, die Ansichten Beider berühren sich vielfach und unterscheiden sich oft nur in der Nuancirung und Formulirung. Den Titel der Schrift können wir nicht ganz glücklich gewählt finden: es sind nicht bloß in der Gegenwart verbreitete gedanken- und inhaltslose Redensarten, und das wird man doch zunächst unter „Phrasen“ verstehen, sondern herrschende Ansichten, Anschauungen, die, mögen sie auch nach Seecks Urtheil falsch sein, doch der Begründung und wissenschaftlichen Voraussetzung bei ihren Verfechtern nicht entbehren. Jedenfalls folgt man gern einer Kritik wie die Seecks ist, denn sie ist auferregend und belehrend, und mit einem solchen Gegner über die bedeutendsten Fragen des geistigen Lebens zu discutiren, kann nur angenehm sein. Wir können nämlich nicht verhehlen, daß wir in wichtigen principiellen Fragen einen entgegengesetzten Standpunkt einnehmen und in wesentlichen Punkten Seeck durchaus widersprechen müssen. Wenn wir auch durchaus nicht überall dem „Deutschen“ zustimmen können, so stehen wir in der Hauptsache doch viel mehr auf seiner, als auf Seecks Seite. Natürlich ist hier nicht der Ort, alle grundsätzlichen Differenzen zu erörtern, und noch weniger ist es möglich, unsere abweichende Meinung über Einzelheiten darzulegen und zu begründen, dazu müßte man eine umfassende Abhandlung schreiben. Es wird für unseren Zweck genügen, einen Hauptgegensatz eingehend zu besprechen und sodann einige Punkte hervorzuheben, in denen wir mit Seeck nicht übereinzustimmen vermögen.

Aus Seecks Schrift tritt uns überall ein hoffnungsfreudiger Optimismus entgegen, er ist ein entschlossener Verfechter des gegenwärtigen geistigen Lebens- und Kulturzustandes. Natürlich erweckt daher die herbe und scharfe Kritik, die der „Deutsche“ an dem gesammten wissenschaftlichen und künstlerischen Wesen der Gegenwart übt, seinen entschiedenen Widerspruch. Seeck meint, die Masse der Menschen höre eben so gern Bußpredigten, wie ihr andererseits Schmeicheleien zusagten. Dagegen möchten wir bemerken, daß die Menschen erfahrungsmäßig durchaus nicht geneigt sind, ihre Sünden und Fehler sich rücksichtslos vorhalten zu lassen, vielmehr wird ein Bußprediger, das lehrt

die Geschichte, immer nur dann Zugang zu den Gemüthern der Menschen finden, wenn das Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selbst, des Abgewichen-seins vom rechten Wege, des Gegensatzes von dem, was man ist und was man sein sollte, weite Kreise erfüllt. Und weil eben das geistige Leben des deutschen Volkes in unserer Zeit trotz der Behauptung des Gegentheils den besseren Geistern keine Befriedigung gewährt, so erklärt sich daraus der große und allgemeine Anklang, den derjenige gefunden hat, der in seinem Buche rückhaltlos die Schäden, Mängel und Schattenseiten der heutigen Cultur und Bildung aufgedeckt und seinem Volke zugerufen hat: Seht, daran franken wir. Befände sich das deutsche Geistesleben in voller Gesundheit und wären nur einzelne mürrische Sonderlinge nicht mit ihm zufrieden, so würde das Buch des „Deutschen“ klanglos und unbemerkt der Vergessenheit anheimgefallen sein. Gegenwärtig ist aber das Gefühl der Unbefriedigung ein allgemeines, der Verfall des geistigen Lebens wird immer wieder von verschiedenen Seiten beklagt, und man kann sich der Empfindung des Epigonenthums nicht entziehen, auch von Seiten derjenigen nicht, welche am Heftigsten dagegen protestiren. Wider diese Anschauung von unserem heutigen Epigonenthum wendet sich nun Seeck im ersten Capitel seiner Schrift mit großer Entschiedenheit und macht dagegen vornehmlich zwei Argumente geltend. Immer habe man die gegenwärtige Zeit für schlechter gehalten, als die vergangene, jede Generation halte ihre Zeit für eine Epigonenzeit, daher rühre auch die antike Vorstellung vom goldenen Zeitalter, das am Anfange der Menschheit geherrscht habe. Sodann findet er gegen die Vorstellung vom Altern und Vergabsteigen der Völker einen festen und unerschütterlichen Halt in der Darwinschen Theorie, zu der er sich unbedingt bekennt. Durch die „Naturauslese“ muß, so meint er, jede folgende Generation im Allgemeinen vollkommener sein als die frühere und die Menschheit muß sich daher fortwährend vervollkommen, daher kann von Altern und Absterben der Völker keine Rede sein. Den Untergang der Griechen und Römer, der entschieden seiner Theorie zu widersprechen scheint, sucht Seeck scharfsinnig, aber doch recht künstlich durch eine Auslese von entgegengesetzter Wirkung zu erklären. Er schließt seine Auseinandersetzung mit der zusammenfassenden Bemerkung: „Wer an Darwin glaubt, kann niemals zugeben, daß eine Nation unter normalen Verhältnissen in Verfall gerathen kann, außer wenn sie sich in ihrer Gesamtheit zum siegreichen Durchfechten des Daseinskampfes untauglich erweist und dann auch in ihrer Kopfszahl allmählich zusammenschwindet.“ Wer aber nicht an Darwin glaubt, für den hat diese ganze Beweisführung nur die Bedeutung einer auf eine herrschende Zeitanschauung sich stützenden geschichtsphilosophischen Hypothese und nicht die geringste überzeugende Kraft. Das goldene Zeitalter, das der Mythos der Alten in die entfernteste

Bergangenheit setzte, wird von dieser Auffassung in die Zukunft verlegt; das eine ist ein Traum, wie das andere. „Daß die Athener zur Zeit des Perikles sich ebenso für Epigonen gehalten, wie die Holländer Rembrandts“, dafür möchten wir gern den Beweis sehen. Die Geschichte lehrt vielmehr, daß alle Zeitalter voll frischen, strömenden Lebens von dem Gefühl schöpferischer Kraft erfüllt gewesen sind, daß die Menschen solcher Epochen sich jedem kühnen Vornehmen, jeder großen That gewachsen fühlten und, wie die Jugend aller besseren Zeiten, nichts für unerreichbar, kein Gelingen für unmöglich hielten. So war es z. B. in der Zeit der großen Entdeckungsfahrten, so beim Beginn der Reformation, so waren auch die Zeitgenossen Friedrichs des Großen stolz auf ihre Epoche. Das lebensfrohe Altengland der Königin Elisabeth und Shakespeares war wahrlich von jedem Epigonengedanken entfernt, und ebenso lag dem Geschlecht der Aufklärungsepoche im vorigen Jahrhundert jede Anwandlung von Epigonenempfindung vollkommen fern. Unsere großen Dichter und Denker, wie ihre ganze Generation lebten völlig in dem stolzen Gefühle einer noch nicht dagewesenen Gegenwart und das Hochgefühl und die freudige Begeisterung, welche Männer und Jünglinge in den Tagen der Erhebung Preußens 1813 und 1814 erfüllte, war von Epigonenvorstellungen nicht angefränkt. Auch die Anhänger der Philosophie Hegels in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts, die in der Lehre ihres Meisters alle Welträthsel gelöst und die vollkommene Erkenntniß gegeben sahen, hatten das Bewußtsein voller Befriedigung und erblickten in ihrer Zeit die Vollendung aller früheren Epochen. Doch wozu noch Beispiele häufen? Das Angeführte wird zum Beweise genügen, daß lebensfrischen Zeitperioden das Epigonengefühl immer fern geblieben ist. Das Epigonthum wird sich immer nur in solchen Zeiten geltend machen, wo die Ziele und Ideale einer naheliegenden großen Bergangenheit der nachfolgenden Generation fremd geworden sind und diese keine neuen zu finden Kraft und Originalität genug hat und nun unsicher nach den verschiedensten Richtungen hin tastet und unruhig nach einem neuen Zielpunkte für ihr geistiges Leben sucht. Das ist die Signatur der Gegenwart, und daraus erklären sich alle ihre Erscheinungen. So reich die äußeren Mittel sind, über die sie, wie keine frühere, verfügt, so rastlos sie alle Zeiten und Länder nach Stoffen und neuen Anregungen durchstreift, so gering ist andererseits ihre Fähigkeit und ihre Kraft, aus dem Zusammengebrachten einen selbständigen Lebensinhalt, ein geistiges Lebensideal zu gestalten. Bei aller reichen und hastigen Production fehlt unserer Zeit die innere Freudigkeit und bei aller Selbstzufriedenheit, ja Selbstüberhebung nagt stets ein geheimer Zweifel an ihr, die Kritik ist übermächtig und das Streben nach Originalität führt bei geringer Schöpferkraft auf allen Gebieten der Kunst im weitesten



Sinne doch nur zu immer neuen Nachahmungen. Der an allem Idealen irre gewordene Geist nimmt seine Zuflucht zum brutalen Realismus, oder vielmehr Naturalismus. Daher die Bewunderung und eifrige Nachahmung, welche Zolas genaue Copien der gemeinen Menschennatur und Wirklichkeit, ebenso wie die zwar geistreichen, aber raffiniert ausgeklügelten und die Fäulniß der menschlichen Gesellschaft ausschließlich hervorkührenden Dramen Ibsens gegenwärtig in Deutschland finden. Und daß die herrschende Weltanschauung in einem mannigfach formulirten Skepticismus und ziellosen Pessimismus ihre Befriedigung findet, ist wahrlich kein Zeichen von Jugendfrische, sondern ein rechtes Merkmal des Epigonthums. Seecks, von seinem Standpunkte aus ganz begreifliche Ansicht, daß die Menschheit auch auf sittlichem Gebiete stete Fortschritte mache und der Vervollkommnung entgegengehe, erscheint uns durchaus unhaltbar. Wir können hier nur Rankes Auffassung uns anschließen, daß die Menschheit zwar intellectuell, wenn auch mit mannigfachen Unterbrechungen, fortwährend fortschreite, daß dagegen auf sittlichem Gebiete ein solcher Fortschritt nicht vorhanden sei, vielmehr hier seit dem Eintritt des Christenthums in die Welt ein beständiges Vor- und Rückwärtsgehen stattfinde. Je nachdem die christlichen Lebensideale und Lebensziele in einer Zeit und in einem Volke mehr oder weniger Verwirklichung finden, desto höher stehen diese, desto mehr Lebenskraft entwickeln sie, das lehrt unzweideutig die Geschichte. Und wie viel moralische Verderbniß und Fäulniß auch manche Epochen und Generationen aufweisen — auch die Gegenwart ist davon nichts weniger als frei — zu einer so furchtbaren, grauenvollen sittlichen Entartung, wie sie an ihrem Ausgange die antike Welt zeigt, ist es in der christlichen Aera doch nie wieder gekommen. Die christlichen Völker und Staaten haben noch stets die Fähigkeit der Erneuerung, der sittlichen Wiedergeburt gehabt und bewiesen, und darin liegt der sicherste Trost gegen den pessimistischen Gedanken des Alterns und Verwelkens auch in der Gegenwart, mag er sich auch nicht selten dem ernst prüfenden Betrachter der Zeitverhältnisse aufdrängen. Aber man darf sich nicht einbilden gesund zu sein, wenn man krank ist, und reich zu sein, wenn man mit der Armuth zu kämpfen hat, das ist die nothwendige Vorbedingung der Besserung. Auf eine Epigonenzeit kam allmählich wieder ein neuer frischer Aufschwung des Geisteslebens folgen, und Deutschland insbesondere hat solchen Wechsel schon mehrmals erlebt. In welch entsetzlichem Verfall lag die gesammte Cultur, Bildung und Poesie der Deutschen am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, und welch strahlenden Glanz verbreiteten sie am Ende des achtzehnten! Vielleicht kommt doch noch einmal die Zeit, wo des Dichters Wort in Erfüllung geht: „Und es mag am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen.“ Aber heute ist das deutsche Geistesleben davon so entfernt als nur möglich, und ein

selbstzufriedener Optimismus kann heute nur von der schädlichsten Wirkung sein. Wir sehen an dem Deutschland der Gegenwart, daß der Lehrsatz durchaus nicht allgemeine Giltigkeit hat, Zeiten großen kriegerischen und politischen Aufschwungs hätten auch immer eine Erhebung des geistigen Lebens, eine großartige Blüthe der Kunst und Literatur zur Folge. Das deutsche Volk ist nie mächtiger und geeinigter, nie von glänzenderem Kriegsrühm umstrahlt gewesen, als in der Gegenwart, noch nie sind alle seine nationalen und politischen Ideale durch die Kraft und das Genie großer Männer in dem Maße erfüllt worden, wie es heute der Fall ist, und wie wenig entspricht dem sein geistiges Leben! Auch die politischen Parteien Deutschlands tragen heute durchaus den Epigonencharakter. Wie contrastirt gegen den idealen, charakterfesten, siegesgewissen und opferbereiten Liberalismus der vierziger und fünfziger Jahre der satte, matte und ängstliche von heute! Und ebenso hat die selbstbewußte, energische, in ihrer Art nicht weniger ideal gerichtete Haltung und Auffassung der Conservativen einem vorsichtigen, schwankenden, nur zu sehr nach Oben blickenden Verhalten Platz gemacht! Auch die alten, freiheitsdurstigen, rastlos für die Verwirklichung ihrer utopischen Ideen thätigen und opferfreudigen Demokraten jener Zeit erscheinen in idealem Lichte, wenn man sie mit ihren heutigen Nachfolgern und deren wüstem gewissen- und vaterlandslosen Demagogenthum vergleicht. Nur bei der rein destructiven Partei der Socialdemokraten zeigt sich bisweilen etwas von dem Opfermuth und der Hingebung, welche einer besseren Sache würdig wären. Alles rühmt, ersehnt und fordert Charaktere, aber diese Forderung zunächst an sich selbst zu verwirklichen, dazu hat Niemand rechte Lust und Kraft. Dieser Mangel an Charakterfestigkeit, an klar und scharf ausgeprägter Persönlichkeit, diese Neigung, sich mit den Verhältnissen und Forderungen der Zeit irgendwie abzufinden, ist der schwere Schaden, an dem gegenwärtig alle politischen Parteien krankt, er ist im Grunde dieselbe Schwäche, aus der auch auf dem literarisch-künstlerischen Gebiete alle Mängel entspringen. In allen Arten materieller Cultur sehen wir gegenwärtig in Deutschland den größten Aufschwung, überall da, wo der rechnende, reflectirende Verstand ausreicht, wo die scharfe Beobachtung wirksam ist, erreichen sie außerordentliche Erfolge, auf diesem Felde feiert der Menscheng Geist jetzt großartige Triumphe. Aber die ideale Geistes thätigkeit liegt darnieder, und sie allein giebt einem Geschlechte, einem Volke doch die eigentliche Lebenskraft und verbürgt ihm doch allein eine dauernde Zukunft. Darauf energisch hinzuweisen, diese dunkle Schattenseite des heutigen deutschen Lebens schonungslos hervorzuheben, erscheint uns als die Pflicht eines Jeden, der sie erkannt hat und sein Vaterland liebt. Seecks Auffassung: man freue sich an dem, was wir haben, und schelte auch unsere Fehler nicht zu sehr, können wir uns daher

in keiner Weise aneignen, halten vielmehr den Optimismus, der sich darin ausspricht, für höchst bedenklich. Aus dem Epigonthum kommt man nicht dadurch heraus, daß man es leugnet und seine zu Tage liegenden Schwächen möglichst ignorirt, sondern nur durch rückhaltlose Selbstprüfung und Selbstkritik; die Wahrheit macht immer frei und schafft die Möglichkeit der Erhebung und Wiederbelebung des besseren Selbst. Seeck thut daher dem „Deutschen“ sehr Unrecht, wenn er ihn zu den „grauen, freudlosen Geistern“ rechnet, denn aus seinem Buche spricht eine frische und lebendige Begeisterung, die, mag sie auch manchmal irregehen und ungerecht gegen bedeutende Persönlichkeiten und die von ihnen vertretenen Richtungen sein, doch auf jeden nicht völlig befangenen Leser erfrischend wirken muß.

Wir haben uns so lange bei dem ersten principiellen Abschnitt der Schrift aufgehalten, daß uns für die übrigen nur wenig Raum bleibt und wir uns, wie sehr sie auch Stoff zu mannigfacher Erörterung bieten, auf einige kurze Bemerkungen beschränken müssen. In dem zweiten Capitel „Individualität und Volksthümlichkeit in der Kunst“ stimmt Seeck im Princip der Forderung des „Deutschen“, der beides von der wahren Kunst verlangt, bei und sucht nur das Uebertriebene und zu weit Gehende in dessen Ansichten zu beschränken und Anderes genauer zu fassen. Es fehlt in diesem Abschnitte nicht an feinen und treffenden Bemerkungen, eben so wenig freilich an solchen, die nothwendig Widerspruch hervorrufen müssen. Vor Allem vermiffen wir, daß unser Autor nicht einen schärferen Unterschied zwischen volksthümlich und populär gemacht hat. Ob etwas populär wird, darüber entscheidet oft die Mode, Zeitstimmung, Parteirichtung, und andererseits kann ein Werk der Kunst echt volksthümlich, d. h. voll aus dem Geist und Charakter des Volkes heraus geschaffen sein und dennoch zunächst, ja längere Zeit keine Beachtung finden. Ferner möchten wir gegen den Satz: es sei eine falsche Behauptung, daß die Dichter die Lehrer ihrer Nation seien, Einsprache erheben. Homer war doch unzweifelhaft der Lehrer der Griechen und wurde auch so von ihnen angesehen, und daß Schiller durch seinen erhabenen Idealismus erziehend, stärkend und erhebend auf das deutsche Volk eingewirkt, wird sich doch gewiß nicht bestreiten lassen. Auch Seecks paradoxe Aeußerung über Shakespeare, den er sich als eine weiche, schmiegsame, höchst empfindliche Natur denkt, wird auf entschiedenen Widerspruch stoßen. Der Satz, auf den er diese seine Ansicht stützt, daß starke Individualitäten stets exclusiv seien, ist zwar gewiß richtig, aber eben so wahr ist es andererseits, daß sich in einem großen, idealen Individuum das gesammte Welt- und Menschenwesen nach allen seinen Richtungen hin abspiegelt und daß ein solcher Mensch daher unendlich viel mehr sieht und erfast, als die gewöhnlichen Naturen. Das Zugeständniß Seecks: „Darin hat der „Deutsche“

ganz Recht, wenn er in Rembrandt das einzig erstrebenswerthe Künstlerideal für unsere Zeit erblickt, aber wohl bemerkt, nur für unsere Zeit,“ läßt den Unterschied zwischen ihm und jenem als keinen grundsätzlichen erscheinen; mit dieser Erklärung wird sich auch der „Deutsche“ zufrieden geben können.

Der dritte Abschnitt „Künstler und Gelehrte“ enthält ebenfalls viel feine und geistreiche Gedanken. Man merkt hier deutlich, daß der Autor nicht nur ein Gelehrter, sondern auch ein guter Kunstkenner ist. Was Seeck über die Bedingungen einer neuen Kunstblüthe, über den Gegensatz der größten künstlerischen zu den größten wissenschaftlichen Thaten sagt, ist sehr richtig und wahr. Sätze, wie dieser: „In der Kunst bezeichnen die höchsten Leistungen immer den Abschluß einer vollendeten Entwicklung, in der Wissenschaft den Ausgangspunkt einer kommenden“, sind von einleuchtender Wahrheit. Dagegen wird Seecks Ansicht, daß seit der Antigone des Sophokles und dem Hermes des Praxiteles die Kunst nicht um einen Schritt vorwärts gekommen, daß seit mehr als 2000 Jahren ein wirklicher Fortschritt der Kunst nicht bemerkt worden sei, starke Bedenken erregen. Man wird das von der Plastik unbedingt, von der Architektur vielleicht auch, von der Malerei nur mit starker Einschränkung gelten lassen, aber in der Poesie sind Shakespeares individuell ausgeprägte Charaktere doch wohl ein Fortschritt gegen die typischen Gestalten der antiken Tragödie trotz aller ihrer Schönheit, und Goethes Faust ist eine noch tiefere, alles Menschliche umfassende Conception als irgend ein Drama des Alterthums. In der Musik endlich ist der Fortschritt ganz außer Frage, da hat das Alterthum sicherlich nichts aufzuweisen gehabt, was sich zum Beispiel mit der unergründlichen Tiefe und Herrlichkeit der Schöpfungen Beethovens vergleichen ließe.

Das vierte Capitel wendet sich gegen die Angriffe des „Deutschen“ auf den Specialismus in der deutschen Wissenschaft. Hier kämpft unser Autor gewissermaßen pro domo, und hier ist der Gegensatz zwischen ihm und dem Verfasser des „Rembrandt“ am stärksten. Indem wir uns vorbehalten, auf die hier behandelte Frage, eine der wichtigsten für die Zukunft der Wissenschaft, in einem anderen Zusammenhange später zurückzukommen, beschränken wir uns an dieser Stelle auf ein paar Bemerkungen. Seeck wirft unter Anderem gegen die vom „Deutschen“ geforderte Entwicklung der Individualitäten die Frage auf: „Was bedeutet denn dieses Andere als Ausbildung einzelner Anlagen des Geistes und Charakters auf Kosten der übrigen, d. h. Specialisirung?“ Diese Bemerkung erscheint auf den ersten Blick sehr richtig, aber genauere Erwägung zeigt sie doch als keineswegs zutreffend; denn nicht nur durch Ausbildung einzelner Anlagen unter Verkümmern anderer bildet sich die Individualität der Menschen, sondern

dadurch, daß der Einzelne die Einwirkungen von Welt, Leben und Bildung in sehr verschiedener Weise erfährt und auf sein Inneres wirken läßt; je selbständiger er sich dabei verhält und je umfassender der Bildungstoff ist, den er sich zu eigen macht, desto reicher wird seine Individualität sein. Wenn Seeck weiter erklärt: „Nicht die Erkenntniß gewährt uns die Wissenschaft, obgleich sie darnach strebt und streben soll, sondern Erkenntnisse, nicht eine große Einheit, sondern viele kleine Einzelheiten; in der allmählichen Anhäufung derselben besteht eben der Fortschritt der Wissenschaft,“ so ist das eine recht trostlose Ansicht, denn nach der Einheit aller Erkenntniß zu streben ist doch die höchste Eigenschaft des Menschengeistes. Nur in einer Zeit, in der der philosophische Geist, das Wort im weitesten Sinne genommen, ganz zurückgedrängt und aus den Wissenschaften so gut wie verschwunden ist, kann eine solche Erklärung befriedigen. Wir führen gegen sie das treffende Wort an, das Seeck selbst an einer anderen Stelle ausspricht: „Nur derjenige weiß etwas, der es geistig durchdrungen und alle seine Einzelheiten selbstthätig in einen inneren Zusammenhang gebracht hat, nicht, wer einige schätzenswerthe Notizen mechanisch herfagen kann.“

Es war zu erwarten, daß der Schüler und Freund Mommsens in diesem Capitel die Angriffe des „Deutschen“ auf den berühmten Gelehrten nicht ungerügt lassen werde. Er hat auf sie in der schärfsten Weise geantwortet, und wenn wir es auch bedauern, daß er an dieser Stelle den sachlichen Ton verlassen und sich in stark persönlicher Form gegen den „Deutschen“, auf dessen Namen und wissenschaftliche Beschäftigung es unseres Erachtens hier übrigens gar nicht ankommt, zu wenden für gut befunden hat, so wird doch der „Deutsche“ nach dem von ihm selbst proclamirten Recht der entschiedenen Subjectivität und Individualität das Seeck nicht verargen dürfen. Seine Angriffe schossen unfraglich weit über das Ziel hinaus und waren mehr gegen den Politiker, als gegen den Gelehrten Mommsen gerichtet. Dieser wird allezeit eine Zierde der deutschen Wissenschaft und seine „Römische Geschichte“ ein unverlierbares Besitzthum der deutschen Literatur bleiben. Aber daß der Geschichtsschreiber, welcher ein so unerbittliches Verdammungsurtheil über den politischen Dilettantismus und das Phrasenthum Ciceros, und die hochsteife Principienreiterei und die Don-quistoterie Catos von Utica ausgesprochen hat, der die unvergleichlich geniale, aber von ruchloser Selbstsucht erfüllte Persönlichkeit Caesars bewundert, entschuldigt und ihn als Begründer der nothwendig gewordenen Monarchie mit flammenden Worten feiert, daß dieser selbe Mann eifriger Anhänger der deutsch-freisinnigen Partei ist und kein Verständniß und keine Anerkennung für den großen Staatsmann hat, dessen Genie Deutschland aus ohnmächtiger Zerrissenheit zu einem großen Reich umgeschaffen hat — das beweist jedenfalls

einen Fehler in Mommsens geistigem Auge. Sein Verhalten gegen Bismarck billigt auch Seeck nicht.

In dem letzten Abschnitt behandelt der Autor die Auseinandersetzungen des „Deutschen“ über die Verderblichkeit der Museen für die moderne Kunst. Seeck rechtfertigt die Nützlichkeit und Nothwendigkeit dieser Kunstsammlungen, aber im Grunde sieht doch auch er sie mehr als ein nothwendiges Uebel an und verkennt den verwirrenden und lähmenden Einfluß, den sie auf nicht wenige, auch hervorragende Künstler ausgeübt haben, durchaus nicht. Auch hier ist kein principieller Gegensatz zwischen ihm und dem „Deutschen“.

Wir schließen unsere Besprechung, indem wir Seecks Schrift nochmals allen Lesern und Freunden des Buches: „Rembrandt als Erzieher“ zur aufmerksamen Lectüre und sorgfältigen Prüfung empfehlen. Aus dem Widerstreite der Ansichten, wenn er mit ernstem Sinne und mit Sachkunde geführt wird, ergiebt sich zuletzt die rechte Erkenntniß, und bei jedem wahrhaft Gebildeten werden so wichtige Fragen, wie die hier von verschiedenen Standpunkten erörterten, auf lebhaftes Interesse rechnen können.

H. D.





## B ü c h e r s t a n.

„Verkehrs- und Adreßbuch der baltischen Provinzen.“ Herausgegeben von A. W. Kröger, cand. jur. II. Band: „Livländisches Verkehrs- und Adreßbuch für 1892/93“. Riga 1892. Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei. Im Selbstverlage des Herausgebers.

**E**s ist ein bedeutsames literarisches Unternehmen, welches wir in diesem Sammelwerk begrüßen dürfen. Haben Adreßbücher naturgemäß in erster Linie den Zweck, den praktischen Bedürfnissen, welche das vielgestaltige moderne Verkehrsleben entstehen läßt; zu dienen, so vermögen doch Werke dieser Art, wenn sie zuverlässig und vollständig sind und in einem gewissen Grade in das Detail gehen, auch Zwecken zu genügen, welche auf wissenschaftlichem Gebiet gelegen sind.

Das vorliegende Buch, welches dem I. Bande des Gesamtwerkes, dem „Rigaschen Verkehrs- und Adreßbuch für 1891/92“, gefolgt ist, kann darauf Anspruch erheben, nicht nur von dem im Verkehrsleben stehenden Praktiker, sondern auch von demjenigen beachtet zu werden, welcher für das sociale Gefüge unserer Provinz ein wissenschaftliches Interesse bekundet. Es enthält eine große Fülle Material von eminentem culturhistorischen Werth und wird namentlich unseren livländischen Statistikern Manches bieten, was in den sonst verfügbaren literarischen Hilfsmitteln nicht zu finden ist. Da nun die Zuverlässigkeit und Vollständigkeit, so weit wir es beurtheilen können, wenn auch keine absolute, so doch eine Achtung gebietende ist, so glauben wir unseren einheimischen Statistikern anrathen zu dürfen, Einblick in jenes Werk nehmen zu wollen.

Ein brauchbares livländisches Adreßbuch wird in der Hauptsache die Landgüter und deren Besitzer behandeln müssen. Je nachdem diese Aufgabe gut oder schlecht gelöst worden ist, wird vornehmlich das Urtheil ausfallen.

An Handbüchern, welche die Landgüter Livlands nach ihrem Bestande, ihrer judiciären und administrativen Zugehörigkeit und ihrer postalischen Belegenheit registriren, hat es bei uns in der älteren Zeit nicht gefehlt.

Das älteste uns bekannte Buch dieser Art ist das „Allgemeine Adreß-Buch für das Gouvernement Livland und Defel“, herausgegeben von Dr. Karl Freyherrn Budberg, genannt Bönningkshausen, Riga, gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei, 1840 (2. Auflage 1842). Zwei Decennien später ließ Jegor von Sivers „Das Buch der Güter Livlands und Defels“ erscheinen (Riga 1863. Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei). Bald darauf gab der Redacteur der „Livländischen Gouv.-Zeitung“ Adolph Klingenberg ein „Adreßbuch für das Gouvernement Livland, zum Gebrauch für Behörden“ heraus (Riga 1871. Gedruckt in der Livländischen Gouvernements-Typographie).

In russischer Sprache sind neuerdings vom Secretär des livländischen statistischen Comités B. Vogel Handbücher ähnlicher Art edirt worden<sup>1</sup>.

Während die von Sivers und Klingenberg publicirten Werke lediglich die Güter und Pastorate Livlands umfassen, erstrecken sich die von Budberg und Vogel herausgegebenen auch auf den Personalbestand der Behörden und Institutionen, Kirchen und Schulen Livlands, auf die Aufzählung der Aerzte, Apotheken zc. in größerer oder geringerer Mannigfaltigkeit.

Bisher hatte es offenbar an dem rechten Vertrauen auf die Mitwirkung weiterer Kreise unserer Bevölkerung gefehlt, wenn erst jetzt ein großer Theil des in den neueren amtlichen Werken dieser Art enthaltenen Stoffes in gemeinverständlicher Form den gebildeten Gesellschaftsklassen zugänglich gemacht wird. Mit Befriedigung constatiren wir, daß der längst erwartete Versuch endlich gemacht worden ist, und mit Vergnügen, daß er, abgesehen von einigen kleinen Mängeln und Irrthümern, die bei solchen Arbeiten übrigens unvermeidlich sind, glänzend ausgefallen ist — denn das Krögersche Adreßbuch enthält weit mehr als die bisherigen Publicationen dieser Art. Die Nachrichten, man möchte sagen kurzen Beschreibungen, welche es von jedem einzelnen Gute Livlands bietet, sind von unschätzbarem und bleibendem Werth. Aus diesem Werke kann wenigstens der Einheimische Livland besser und leichter kennen lernen, als aus irgend einem anderen. Zum Nachschlagen und zu schneller Orientirung eignet es sich in der besten Weise. Nur die beschreibende gelehrte Einleitung des Werkes hat uns nicht imponiren können, die uns u. A. belehrt, daß Dorpat im Frühjahr angeblich ein schlechtes Klima hat, sowie daß das „Durchschnittsalter“ für Livland

<sup>1</sup> Справочная книжка Лифляндской губернии. (Nachschlagebuch für das Gouvernement Livland für das Jahr 1889; dasselbe für das Jahr 1890 und das Jahr 1891/92).



auf 25 Jahre berechnet wird! Ja, wäre es wenigstens die mittlere Lebensdauer! Der in dieser Einleitung enthaltene Urväterhausrath hätte füglich von kundiger, in der neueren Literatur sich leicht zurechtfindender Hand durch ein zierlicheres Mobilien ersetzt werden können.

Ferner ist auch das Deutsch des Adreßbuches nicht immer tadellos. Man sagt z. B. (S. 151) nicht „zunftgemäße“, sondern „zunftige“ Handwerker.

Die „Balt. Monatschrift“ kommt mit ihrer Empfehlung freilich etwas spät, will dieselbe jedoch nicht zurückhalten, weil sie die Ueberzeugung hat, daß das Krögersche Livländische Adreßbuch, das auf keinem Gute, keinem Pastorate und in keinem Geschäfts- oder Behördenlocal fehlen sollte, noch viel zu wenig Eigenthum derjenigen geworden ist, für die es mit dem Aufwand von viel Zeit und Geld edirt worden. *Vivat sequens!* rufen wir dem rührigen Herausgeber zu und wünschen, daß derselbe nicht etwa durch einen finanziellen Mißerfolg entmuthigt werden möge, die angekündigten Adreßbücher der Schwesterprovinzen, sowie neue Auflagen der vorliegenden erscheinen zu lassen. Gegenüber einer so großen, viel Opfer erfordernden Arbeit ist Unterstützung seitens des Publicums in Rücksicht auf den Nutzen, den das Werk Jedem bietet, einfach Bürgerpflicht. Möge nicht eine falsche Oekonomie den Herausgeber zwingen, seine weiteren Pläne aufzugeben. Das Opfer, welches die Anschaffung des Livländischen Adreßbuches erfordert, ist nicht groß: 5 Rbl.



Herausgeber: H. W e i ß.

Für die Redaction verantwortlich:  
H. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 3-го Сентября 1892 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

PL  $\frac{A}{51}$  892



Hoflieferant Ihrer Majestäten

des

- Kaisers von Russland,
- Kaisers von Deutschland,
- Kaisers von Oesterreich,
- Königs von Dänemark,
- Königs von Bayern.

**C. M. SCHRÖDER.**  
 Erste russische Pianofortefabrik mit Dampfbetrieb.  
 Gegründet 1818.



**Flügel**

von 550 Rbl. an.

**Pianinos**

von 400 Rbl. an.

Preis-Courante auf Verlangen gratis und franco.

**St. Petersburg, Newsky 52.**